



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Mama! - Ich zieh nach Wien...
Das Familienleben deutscher
Student*innen in Wien“

verfasst von / submitted by

Gianna Schöneich, B.A.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the
degree of

Master of Arts (M.A.)

Wien, 2016 / Vienna, 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt / degree
programm code as it appears on the student
record sheet:

A 066 / 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on the student
record sheet:

Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Prof.in Dr.in Ulrike Zartler

Abstract

Diese Arbeit kombiniert zweierlei Phänomene. Zum einen die hohe Zahl deutscher Studierender in Österreich und die fehlende qualitative Betrachtung dieser, andererseits die soziologische Beforschung multilokaler Familien. Die Forschungsfrage – wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her – wurde mittels einer Fotobefragung beantwortet. Im Gegensatz zu anderen Forschungen konnte hier gezeigt werden, dass die deutschen Studierenden von zwei Familien, einer in Wien und einer in Deutschland sprechen. Für sie bestehen zwei Lebenswelten, an zwei Orten, die beide Gewicht besitzen. Grundsätzlich stellen die Befragten Familie über elektronische Kommunikationsmittel, physische Präsenz und gemeinsame Aktivitäten her.

Eidesstattliche Erklärung zur Masterarbeit

Ich versichere, die Masterarbeit selbstständig und lediglich unter Benutzung der angegebenen Quellen und Hilfsmittel verfasst zu haben.

Ich erkläre weiter, dass die vorliegende Arbeit nicht im Rahmen eines anderen Prüfungsverfahrens eingereicht wurde.

Datum, Ort

Gianna Schöneich

Ich wollte noch Danke sagen...

- **Ass.-Prof.in Dr.in Ulrike Zartler**, die sich meiner Masterarbeit sofort annahm und mir mit ihren Ratschlägen stets zur Seite stand. Danke.
- **Den Befragten** dieser Arbeit, die mir einen so persönlichen Einblick in ihr Familienleben schenkten. Danke.
- **Meiner Familie in Deutschland**. Für aufbauende Worte, den Zuspruch und die Wertschätzung, die ich erfahren habe. Danke.
- **Meiner Mutter**, die immer da ist und mich, wann immer es nötig ist und war, ziehen lässt. Danke.
- **Meinem Daddy Mario**, der nicht nur ein wundervoller Vater, sondern auch Freund ist. Danke.
- **Meinem Vater & Ute**, die mich oft zur Weißglut brachten, Sorgen nahmen und mich dann stärkten, wann immer es nötig war. Danke.
- **Meiner Schwester Luisa**, die mir und sich selbst eine zweite Chance gab. Danke.
- **Meiner Tante Erika und meinem Onkel Hermann**, für Finanzielles, hervorragendes Essen und schöne Feiertage. Danke.
- **Meiner Cousine Silke**, die neben Aufbauleistungen auch trinkfest in Wien auftauchte. Danke.
- **Meiner Familie in Österreich**, die meine Laune ertragen durfte, mit mir die Nächte durchtanzte, Tränen trocknete, für viel Lachen sorgte und mich in den schönen und weniger schönen Momenten des Lebens auffing. Danke.
- **Meinen Freunden**, die mittanzten, sangen und tranken. Danke.
- **Meinen Universitätskollegen und -kolleginnen**, die mir nicht nur den Universitätsalltag aufhübschten. Danke.
- **Meinen Arbeitskollegen und -kolleginnen, besonders Dinko**, für das unglaublich große Vertrauen in mich, die Unterstützung und das Verständnis. Danke.
- **Dem deutschen und dem österreichischen Staat**, für das Ermöglichen dieses Studiums. Danke.
- **Meiner Schwester Denise**, für eine gescheiterte Erziehung, die sie mir nicht übel nimmt. Lachen, Verbundenheit, Liebe und all diese romantischen Dinge, die uns nie ausmachten. Danke, ohne dich wäre ich nicht zurückgekehrt.
- **Einer Person**, in tiefster Trauer, mit größtem Bedenken. Du fehlst.

And I'm doing the best I can

It's what you wanted

1. Inhaltsverzeichnis	4
2. Einleitung	6
3. Theoretischer Teil	7
3.1 Von der Deutschenschwemme und NC-Flüchtlingen	7
3.2 Mobilität	10
3.3 Studentische Mobilität	11
3.4 Die mobile Familie	13
3.5 Doing Family	15
4. Forschungsstand	19
5. Forschungsfrage und Ziel der Arbeit	24
6. Methodische Herangehensweise	25
7. Die Datenerhebung nach Bettina Kolb	27
7.1 Die Fotobefragung nach Bettina Kolb	27
7.2 Das narrative Interview	29
8. Die Datenauswertung nach Bettina Kolb	30
8.1 Die Bildanalyse nach Bettina Kolb – Eine Methode der Auswertung	30
8.2 Die Datenauswertung nach dem Kodierverfahren der Grounded Theory	33
9. Der Forschungsprozess	34
9.1 Die Datenerhebung	34
9.2 Die befragten Personen	39
9.3 Erhobene und analysierte Daten	40
9.4 Die Datenauswertung	41
9.4.1 Die Auswertung der Bilder – Eine Beispielanalyse	42
9.4.1 2 Die Auswertung der Interviews	47
9.4.3 Die Zusammenführung der Ergebnisse	47
10. Ergebnisteil	53
10.1 Familie – Ihr sprecht in Kreisen	53
10.2 Kommunikation – Die letzte Verbindung	61
10.3 Materielles	65
10.4 Die Reise nach Deutschland – Ein Homecoming-Gefühl	67
10.5 Normatives – Wie es sich gehört	70
10.6 Physische Anwesenheit – Die Zeit ausnutzen	71
10.7 Die Herstellung von Familie ist ortsabhängig – Die Schlüsselkategorie	78
11. Zusammenfassung	81
12. Literaturverzeichnis	84
13. Anhang	90

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1	Demographische Daten der Befragten	39
Tabelle 2	Kamerahandlung	44
Tabelle 3	Bildgruppen	47
Tabelle 4	Codes und Zitate	48

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1	Deutsche Studierende in Österreich	9
Abbildung 2	Deutsche Studierende im Ausland	12
Abbildung 3	Einladung opening phase	35
Abbildung 4	Facebook-Gruppe opening phase	36
Abbildung 5	Schritte der Datenauswertung	41
Abbildung 6	F1 – Festnetztelefon	42
Abbildung 7	F1 – Festnetztelefon	43
Abbildung 8	Interviewsequenz F1	45
Abbildung 9	Bildgruppe Kommunikationsmittel	46
Abbildung 10	F4 – Großes Familienfoto	54
Abbildung 11	M4 – Gruppenfoto Urlaub	54
Abbildung 12	M6 – Schwester Festival	55
Abbildung 13	Schaubild Familie als großes Ganzes	57
Abbildung 14	F3 – Festnetztelefon	61
Abbildung 15	M1 – Mama / Papa schreibt	62
Abbildung 16	F3 – Küchen-Utensilien	65
Abbildung 17	M6 – Fotocollage	66
Abbildung 18	M3 – Hausschlüssel	68
Abbildung 19	F3 – ICE	68
Abbildung 20	F4 – Fußballspiel	72
Abbildung 21	F2 – Gemüse	72
Abbildung 22	F3 – Linsen	74
Abbildung 23	M6 – Abiball	74
Abbildung 24	Schaubild Kategorien & Schlüsselkategorie	80

2. Einleitung

„Mama! - Ich zieh nach Wien“ ist nicht nur der Titel dieser Arbeit, sondern ein Satz, welchen ich vor fünf Jahren verwendete, um meiner Mutter mitzuteilen, wo ich studieren würde. 2010 entschied ich mich, mit circa 120.000 anderen deutschen Personen, für ein Studium im Ausland (vgl. Heublein et al. 2016: 10). Die Zahlen des statistischen Bundesamts reichen derzeit lediglich bis in das Jahr 2013, dennoch zeichnet sich ein klarer Trend ab: Die Anzahl jener, die im Ausland studieren, stieg an. 2013 studierten im Ausland 134.500 deutsche Personen (Statistisches Bundesamt 2015: 38). Die Mehrheit dieser (19,7 %) studier(t)en in Österreich (Statistisches Bundesamt 2015: 39). Im Wintersemester 2015/2016 besaßen 18 % der Studierenden der Universität Wien keinen österreichischen Pass, von diesen kommen 49 % ursprünglich aus Deutschland (vgl. Studierende nach Universitäten 2016: www.suasprod.noc-science.at). Abseits der Hörsäle zeigt sich außerdem, dass zwei Prozent der in Österreich lebenden Menschen einen deutschen Pass besitzen und so die größte Einwanderungsgruppe Österreichs bilden (vgl. Statistik Austria 2016: www.statistik.at). Die Deutschen sind, wie oben gezeigt, quantitativ erforscht, eine qualitative Beleuchtung fehlt hingegen.

Die multilokale Familie und ihre Herausforderungen bei der Herstellung von Familie wird in der Soziologie eingehend erforscht (vgl. Schneider 2005 und andere). Allerdings werden hier meist Familien in Betracht gezogen, in welchen ein Elternteil mobil ist (Jurczyk et al. 2007, 9 f.). Familien, welche aufgrund mobiler Studierender als multilokal zu betrachten sind, werden nicht oder nur gering berücksichtigt.

Die vorliegende Arbeit soll zwei Forschungslücken schließen. Zum einen soll hier ein erster Beitrag geleistet werden, deutsche in Österreich lebende Personen qualitativ zu beleuchten. Andererseits sollen mobile Studierende und ihre Herstellung von Familie fokussiert werden.

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in drei Teile. Nach einer Einleitung folgt der theoretische Teil, der besonders die Perspektive „Doing Family“ in den Fokus rückt. Der methodische Teil der Arbeit stellt die Fotobefragung dar, mit welcher die Forschungsfrage bearbeitet wurde. Der Forschungsprozess mit seiner Datenerhebung und Auswertung wurde genau dargestellt. Der Ergebnisteil wurde im Sinne des Kodiervorgangs der Grounded Theory nach den einzelnen erstellten Kategorien aufgearbeitet. So finden sich zu jeder dieser Kategorien genaue Erläuterungen wieder. Dieser Teil schließt mit der Darstellung der Schlüsselkategorie. Das Fazit, mit welchem der inhaltliche Teil der Arbeit endet, beantwortet die Forschungsfrage und gibt einige offene Fragen wieder. Im Anschluss an dieses finden sich Literaturverzeichnis und Anhang wieder.

3. Theoretischer Teil

Der theoretische Teil der Arbeit befasst sich zunächst mit der größten Einwanderungsgruppe Österreichs: den Deutschen. Im Anschluss wird kurz auf das Thema Mobilität eingegangen. Der Familie, besonders der mobilen Familie, wird ebenfalls ein Kapitel gewidmet (siehe Kapitel 3.5). Der Fokus dieses Teils der Arbeit liegt auf der Perspektive „Doing Family“.

3.1 Von der Deutschenschwemme und NC-Flüchtlingen

„Im März wurden die Studiengebühren in Österreich abgeschafft. Jetzt grassiert dort die Angst vor einer neuen Deutschenschwemme“, titelte Regina Pöll 2009 auf www.zeit.de. Und auch andere Tageszeitungen, Zeitschriften und Magazine berichteten über die sogenannte „Deutschenschwemme“ oder die „Numerus Clausus (NC) -Flüchtlinge aus Deutschland“ (vgl. u.a. Hofer 2013: www.profil.at¹).

In Österreich leben 8.699.730 Mio. Menschen. 176.517 dieser besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit und bilden damit zwei Prozent der österreichischen Bevölkerung (vgl. Statistik Austria 2016: www.statistik.at). Anders ausgedrückt: Die größte Einwanderungsgruppe Österreichs sind Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft. 2015 lebten 170.457 Deutsche in Österreich (vgl. Statistik Austria 2016: www.statistik.at). Die Berichterstattung der oben genannten Medien bezieht sich auf die hohen Zahlen der deutschen Personen in Österreich und zumindest die Öffentlichkeit scheint sich zu fragen, weshalb diese nach Österreich migrieren. Richtet man seinen Blick nochmals auf die Begriffe „Deutschenschwemme“ und „NC-Flüchtlinge“, so lässt zumindest letzterer vermuten, dass vor allem deutsche Studierende in den Blick der Öffentlichkeit geraten.

Deutlich wird damit, dass die Begründung auf die Studienbedingungen Deutschlands zurückgeführt wird. So ist die „Deutschenschwemme“ begünstigt durch die Numerus-Clausus-Vorgaben Deutschlands (vgl. u.a. Hofer 2013: www.profil.at¹). Der Begriff „Deutschenschwemme“ findet sich in der Fachliteratur nicht wieder, dennoch wird er von zahlreichen Medien genutzt (vgl. www.zeit.de², www.welt.de³).

¹ Hofer, Sebastian 2013: Blühende Bekanntschaften: Warum Deutsche Österreich lebenswerter machen, online verfügbar: <http://www.profil.at/home/bluehende-bekanntschaften-warum-deutsche-oesterreich-363910>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

² Pöll, Regina 2009: Neue deutsche Welle, online verfügbar: <http://www.zeit.de/campus/2009/03/studieren-dwdd>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

³ Henckel, Elisalex 2014: Wenn der Piefke fremdelt, frotzelt der Ösi, online verfügbar: <http://www.welt.de/vermischtes/article127333155/Wenn-der-Piefke-fremdelt-frotzelt-der-Oesi.html>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

An eine Definition und Erläuterung wagte sich Wikipedia. Demnach beschrieb der Begriff ursprünglich das Verhalten einiger Urlauber*innen aus Deutschland, heute ist es ein polemischer Schlagwort, das in Österreich und der Schweiz „(...) unter anderem für die starke Nachfrage von deutschsprachigen „Numerus-clausus-Flüchtlingen“ aus Deutschland in der universitären Ausbildung verwendet wird.“ (Deutschenschwemme 2016: www.wikipedia.org). Auch hier werden als Grund für die Migration Studienbedingungen genannt. Der Begriff Numerus Clausus stammt aus dem Lateinischen und bedeutet „begrenzte Zahl“, was so viel heißt wie die an einer Hochschule zur Verfügung stehenden Studienplätze einer Studienrichtung. In Deutschland werden viele Studienplätze nach dem Kriterium der Durchschnittsnote des Abiturs vergeben, nach dieser werden die Studierenden gereiht, je besser das Abitur, desto wahrscheinlicher der Studienplatz (vgl. Was ist der Numerus Clausus? 2016: www.nc-werte.info). In Österreich gibt es dieses Verfahren nicht. Außerdem wurden in Österreich 2009 die Studiengebühren abgeschafft. Glaubt man den Medien, entsteht folgendes Bild: „Dass die Österreicher so ungern deutsche Studenten an ihren Unis sehen, liegt daran, dass die selten kommen, weil ihnen Österreich so gut gefällt, sondern weil sie dort keine Gebühren zahlen müssen und weil die Aufnahmekriterien weniger streng sind.“ (Pöll 2009: www.zeit.de⁴).

Diese Annahmen der Gründe für die Migration nach Österreich sind wissenschaftlich nicht nachgewiesen. Zieht man allerdings die Zahlen des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft heran, so zeigt sich, dass in ganz Österreich 29.993 Personen aus Deutschland studieren. 14.972 dieser Personen tun dies alleine in Wien (vgl. Studierende nach Universitäten 2016: www.suasprod.noc-science.at).

An der Universität studierten im Wintersemester 2015 (Stand: 1.1.2016) 94.759 Personen. Davon kamen 17.062, also 18%, ursprünglich aus dem Ausland. 49% dieser ausländischen Studierenden sind Deutsche. Ihnen stehen 51% gegenüber, die sich aus Personen aus aller Welt zusammensetzen (vgl. Studierende nach Universitäten 2016: www.suasprod.noc-science.at). Diese Zahlen zeigen außerdem, dass sich in den letzten Jahren immer mehr deutsche Studierende an österreichischen Universitäten einschrieben: Betrachtet man beispielsweise die Zahlen des Wintersemesters 2010 bis zum Wintersemester 2015, so ergibt sich folgendes Bild:

⁴ Pöll, Regina 2009: Neue deutsche Welle, online verfügbar: <http://www.zeit.de/campus/2009/03/studieren-dwdd>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

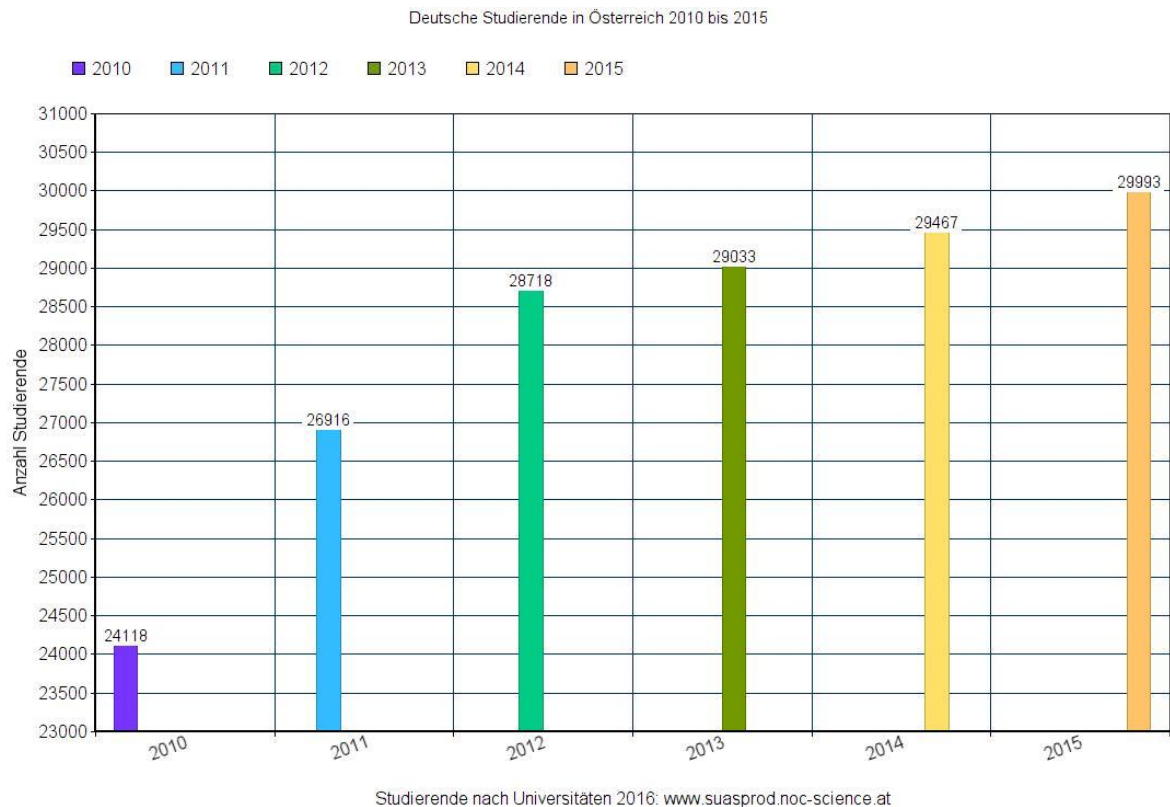


Abbildung 1: Deutsche Studierende in Österreich (vgl. Studierende nach Universitäten 2016: www.suasprod.noc-science.at)

Es wird deutlich, dass die Zahlen von 2010 bis 2015 der Deutschen an der Universität kontinuierlich gestiegen sind. So studierten im Wintersemester 2010 24.118 Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft in Österreich, innerhalb von fünf Jahren stieg die Zahl auf 29.993 Personen. Es handelt sich somit um eine Steigerung von 24,36%.

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Deutschen eine quantitative Berücksichtigung in der Forschung erfahren. So wird deutlich, aus welchen deutschen Bundesländern sie stammen, wo sie genau in Österreich leben, was sie studieren oder studierten und so weiter (vgl. u.a. Statistik Austria 2016: www.statistik.at, Studierende nach Universitäten 2016: www.suasprod.noc-science.at). Weitere demographische Daten finden sich jährlich auch in der Studiensozialerhebung des Instituts für Höhere Studien wieder (vgl. Posset 2016: 11 f.). Hier wird außerdem aufgezeigt, welche Studienerfolge deutsche Studierende beispielsweise aufweisen, oder ob sie Österreich nach dem Studium verlassen möchten. Es gibt ausreichend demographische Daten, was hingegen fehlt, sind qualitative Informationen über die größte Einwanderungsgruppe Österreichs.

Die Zahl der deutschen Studierenden, die im Wikipedia-Artikel mit „Numerus-Clausus-Flüchtlingen“ beschrieben werden, hat die soziologische Forschung jedenfalls nicht dazu bewegt, sich näher mit dieser Bevölkerungsgruppe auseinander zu setzen (Deutschenschwemme 2016: www.wikipedia.org).

Das Phänomen der hohen Zahlen deutscher Studierender an österreichischen Universitäten lässt sich im Hinblick auf die Thematik der studentischen Mobilität näher beleuchten.

3.2 Mobilität

Die Thematik der Mobilität schlägt sich in dieser Arbeit lediglich in ihrer räumlichen Art nieder. Räumliche Mobilität ist durch zahlreiche Formen gekennzeichnet, hier ist allerdings nur die residenzielle Mobilität relevant. Diese bezieht sich auf den Umzug innerhalb eines Landes sowie Migration und Auslandsentsendung (vgl. Schneider et al. 2009: 113). In Bezug auf die Arbeit, handelt es sich um deutsche Studierende, die nach Österreich migrierten. Die Thematik der sozialen Mobilität, also die Bewegung von Menschen zwischen Klassen und Schichten, ist nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit.

In modernen Gesellschaften finden soziale Aktivitäten wie Arbeit, Wohnen oder Bildung nicht an gleichen Orten statt. Die Menschen müssen, um an diesen teilzunehmen, mobil werden und sich zwischen verschiedenen Räumen bewegen. Diese Differenzierung verschiedener Räume kann als Charakteristikum moderner Gesellschaften betrachtet werden (vgl. Baier et al. 2006: 15 f.). Als Grund für die angestiegene Mobilität ist die Industrialisierung zu betrachten, ohne Mobilität wäre diese nicht möglich gewesen. Über Jahrhunderte hinweg organisierte sich beispielsweise Wohnen und Arbeiten an einem Ort, so wurde durch die Industrialisierung Arbeit beispielsweise in eine Fabrik verlegt (ebd. 2006: 15 f.).

Heute scheint es zwar so, als würde die Welt durch neue Kommunikationsformen und Tourismus näher zusammen rücken, dennoch, so schreiben Baier et al., war die Mobilität der Menschen zu keiner Zeit so extensiv wie heute (vgl. ebd. 2006: 15 f.).

3.3 Studentische Mobilität

Die Förderung von studentischer Mobilität gehört zu den zentralen Aspekten des Bologna-Prozesses: „Mobilität ist von entscheidender Bedeutung für die Gewährleistung einer qualitativ hochwertigen Hochschulbildung, und sie ist auch eine wichtige Stütze für Austausch und Kooperation mit anderen Teilen der Welt.“ (vgl. Mobilität für besseres Lernen. Mobilitätsstrategie 2020 für den Europäischen Hochschulraum (EHR) 2012: www.bmbf.de).

Trotz ihrer Bedeutung wird die räumliche Mobilität Studierender selten definiert. Im Folgenden soll auf die Beschreibung von Heublein et al. zurückgegriffen werden, welche versuchen, die internationale studentische Mobilität, welche für diese Arbeit relevant ist, zu definieren: „Unter internationaler studentischer Mobilität werden sowohl die zwischenzeitliche Immatrikulation an einer ausländischen Hochschule, als auch studienbezogene Auslandsaufenthalte in Form von Praktika, Exkursionen, Sprachreisen und Summer Schools verstanden“ (Heublein et al. 2008: 440).

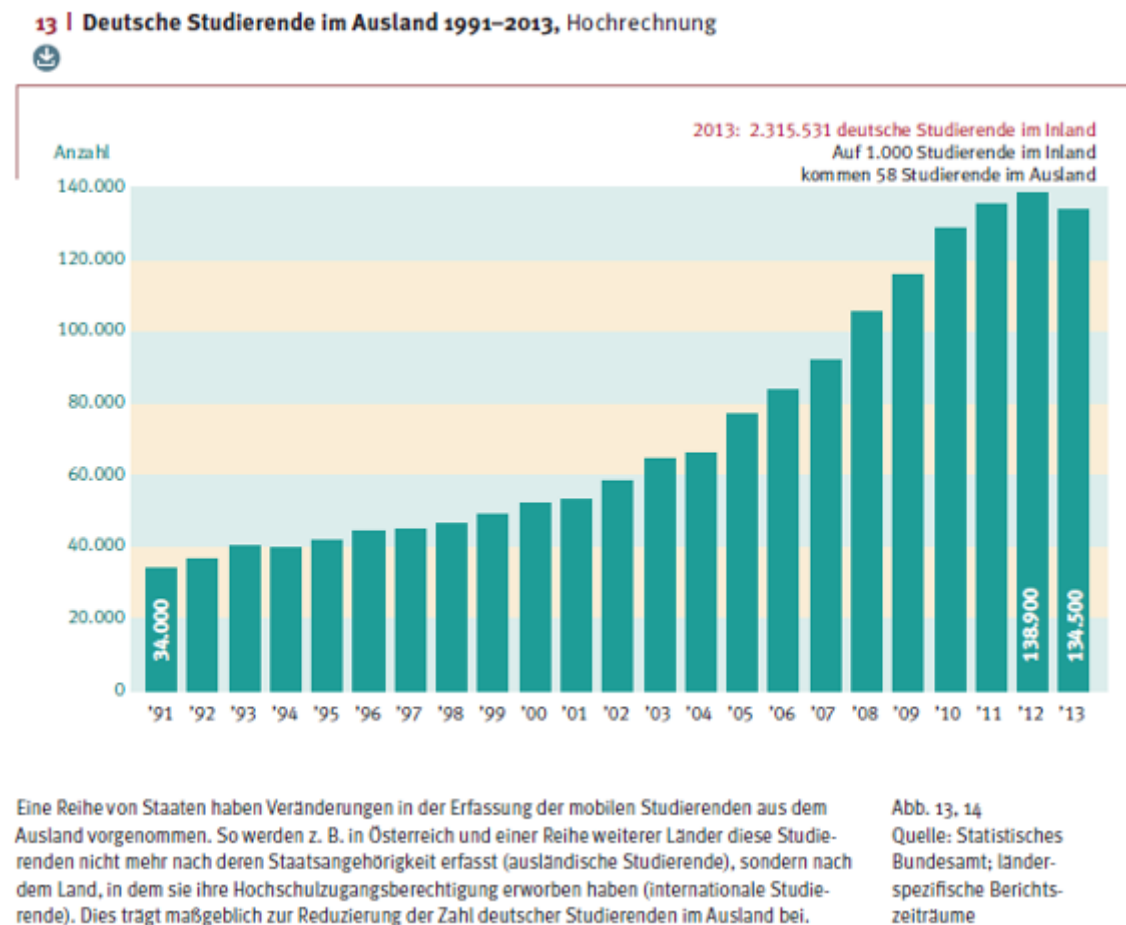
Nach Heinemann gibt es drei mögliche Zeitpunkte für Studierende, räumlich mobil zu sein. Zunächst während der Phase, in der sich Studierende zwischen dem Erwerb der Hochschulreife und der Aufnahme des Studiums befinden. Die zweite Möglichkeit ist während des Studiums, die dritte und letzte Möglichkeit nach dem Studium, vor Eintritt in die Erwerbstätigkeit (vgl. Heinemann 2008: 377).

Studentische Mobilität findet unter heterogenen Einflüssen statt, welche von strukturellen Bedingungen, individuellen Präferenzen und Chancen abhängig sind (vgl. Heinemann et al. 2008: 377). Die Wahl des Wohnortes entstammt einem rationalen Entscheidungsprozess, die Vor- und Nachteile werden gegeneinander aufgewogen. Vor allem materielle Aspekte, wie Lebenshaltungskosten, aber auch immaterielle Aspekte, wie öffentliche Verbindungen, sind dabei ausschlaggebend. Eine große Rolle kann aber auch individuellen und biographischen Merkmalen zugeschrieben werden (vgl. ebd 2008: 417 f.).

Studentische Mobilität in ihrer internationalen Form, also die Mobilität über Ländergrenzen hinweg, ist für diese Arbeit relevant und soll daher näher beleuchtet werden.

Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) konnte in seinem Bericht „Wissenschaft weltoffen kompakt 2016“ zeigen, dass die Auslandsmobilität von Studierenden in den Jahren 1991 bis 2013 stark anstieg (siehe Grafik):

Abbildung 2: Deutsche Studierende im Ausland



(vgl. Statistisches Bundesamt 2015: www.destatis.de, vgl. Heublein et al. 2016: 10)

Die Grafik verdeutlicht, dass deutsche Studierende im Laufe der Jahre immer mobiler geworden sind und sich über die Landesgrenzen bewegten. 1991 studierten lediglich 34.000 Studierende im Ausland. 2013 hingegen 134.000. Diese deutlich angestiegene Mobilität ist untrennbar mit einem, in der Soziologie stark diskutierten, Thema verbunden – der steigenden Mobilität von Familie – und kann als Indikator für diese gesehen werden.

3.4 Die mobile Familie

Um die Herstellung von Familie zu betrachten, ist es zunächst nötig, sich einen Überblick über deren Definition zu verschaffen.

Die Definitionen von Familie reichen von rechtlichen, soziologischen, psychologischen bis hin zu biologischen Blickrichtungen und sind teils sehr unterschiedlich. In ihrem Buch „Familiensoziologie“ fassen Paul B. Hill und Johannes Kopp einige dieser Blickrichtungen zusammen und kommen zu folgender Definition, wonach eine Familie

- eine auf Dauer angelegte Verbindung von Mann und Frau
- mit gemeinsamer Haushaltsführung und
- mindestens einem eigenen (oder adoptierten) Kind

ist (Hill et al. 2013: 10).

An dieser Definition von Familie, so weit sie auch gefasst sein mag, lassen sich allerdings einige Mängel feststellen, wie sie auch die Autoren selbst erkennen. So werden einige Familienformen ausgeschlossen, wie eben auch Familien, in welchen nicht alle Familienmitglieder an einem Ort, in einem Haushalt, zusammenleben (vgl. Hill et al. 2013: 10). Somit wird hier auch der Thematik der steigenden Mobilität, wie im vorigen Kapitel verdeutlicht, keine Rechnung getragen.

Um einen weiteren Begriff von Familie zu nutzen, soll in dieser Arbeit Familie als ein soziales Netzwerk betrachtet werden.

„Allgemein kann man unter einem sozialen Netzwerk ein Beziehungsgeflecht zwischen Personen, Gruppen oder Organisationen verstehen.“ (Wagner 2002: 228). Dabei besteht das einfachste Netzwerk aus zwei Personen. Wagner erklärt außerdem: „Studien, die sich mit den Netzwerken von Familienmitgliedern beschäftigen, betrachten in der Regel informelle ego-zentrierte Netzwerke.“ (Wagner 2002: 228). Hierbei wird eine Focus- oder Ankerperson betrachtet. Es gibt außerdem keine Regeln zur Mitgliedschaft in einem Netzwerk, weswegen diese auch nicht über feste Außengrenzen verfügen (vgl. Wagner 2002: 228). Weiter verdeutlicht Wagner, dass es nicht das Netzwerk einer Familie gibt, jedes Familienmitglied hat sein eigenes Netzwerk (vgl. Wagner 2002: 229).

Die Breite der Definition von Familie als soziales Netzwerk wird auch bei Michaela Schier und Karin Jurczyk deutlich, die Familie als „ein Netzwerk besonderer Art, (...)“ begreifen, „das um verlässliche persönliche Fürsorgebeziehungen zentriert ist. (...) Familie als Lebens- und Lernzusammenhang ist – so verstanden – ein haushaltsübergreifendes Netzwerk emotionsbasierter, persönlicher Austauschbeziehungen, die umso mehr gestaltet werden müssen, je komplexer und dynamischer das Netz ist.“ (Jurczyk et al. 2007: 9 f.). Für diese Definition spricht vor allem, dass die gemeinsame Haushaltsführung nicht als Kriterium betrachtet wird.

So kann die Familie über ein Land, aber auch Landesgrenzen verstreut sein und sollte dennoch als Familie verstanden werden.

Norbert Schneider schrieb bereits 2005 über die gestiegene Anforderungen der Menschen, mobil zu sein, und die Auswirkungen dessen auf Familie: Diese Entwicklung ergab und ergibt sich laut ihm aus der Globalisierung der Welt und den Herausforderungen, die sich hieraus ergaben und ergeben (vgl. Schneider 2005: 90 f.). „Für die Menschen bedeuten diese Entwicklungen, dass sie die wachsenden Anforderungen an Mobilität und Flexibilität in ihr Alltags- und in ihr Familienleben integrieren müssen“ (Schneider 2005: 91).

Die Gründe für die Mobilität der Menschen sind vielfältig. So nennt Schneider die Ablösung der Arbeit von einem konkreten Arbeitsort. Heute ist es selten, dass der*die Arbeitgeber*in und der Arbeitsort im Laufe des Lebens nicht wechseln. Die Menschen müssen hierauf flexibel reagieren und daher mobil werden (vgl. Schneider 2005: 91). Neben diesen strukturellen Anforderungen wirken aber auch individuelle Entscheidungen: Viele Menschen möchten gerne an verschiedenen Orten der Welt leben, ganz abgesehen von beruflichen Faktoren (vgl. Schneider 2005 91 f.). Mobilität ist nicht gleich Mobilität. So wird unterschieden in zwei Muster: die immer wiederkehrende zirkuläre Mobilität, wie beispielsweise wöchentliches Pendeln, und die punktuell auftretende residenzielle Mobilität, wie Umzug oder Migration (vgl. Schneider 2014: 209).

Die Mobilität der Familie greifen Schier und Jurczyk ebenfalls auf. Diese hat neue Familienformen hervorgebracht, wie die multilokale Familie, welche die Autorinnen beschreiben: „Multilokale familiäre Fürsorgebeziehungen umfassen Eltern und ihre minderjährigen Kinder, getrennte oder pendelnde Elternteile sowie auch erwachsene Kinder, ihre alten Eltern und weitere Verwandte.“ (Jurczyk et al. 2007: 9 f.). Die Multilokalität kann verschiedene Formen annehmen, so können Teile der Familie zwar im gleichen Land, aber in verschiedenen Städten leben, sie kann aber auch über Landesgrenzen hinausgehen. Dies wird genauer mit dem Begriff der transnationalen Familie betitelt (vgl. u.a. Hajji 2008: 3).

Bezeichnend für multilokale, oder transnationale Familien, wie sie oben beschrieben wurden, ist, dass die Lebenssphären der Mitglieder auseinanderbrechen (vgl. Schneider 2005: 93). Was früher für die Familie konstitutiv war, nämlich die räumliche und zeitliche Gemeinsamkeit, muss heute und besonders in multilokalen Familien aktiv gestaltet werden, Familie muss demnach hergestellt werden (vgl. Schneider 2005: 93).

3.5 Doing Family

Gestaltung und Herstellung können als *die* Schlagwörter der Perspektive „Doing Family“ begriffen werden. „Familie verändert sich aufgrund gesellschaftlichen Wandels von einer selbstverständlichen, quasi naturgegebenen Ressource zu einer zunehmend voraussetzungsvollen Aktivität von Frauen, Männern, Kindern, Jugendlichen und älteren Menschen, die in Familien leben bzw. leben wollen. Familie als Herstellungsleistung fokussiert zum einen auf die Prozesse, in denen im alltäglichen und biographischen Handeln Familie als gemeinschaftliches Ganzes permanent neu hergestellt wird („Doing Family“), zum anderen auf die konkreten Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder, um Familie im Alltag lebbar zu machen“ (Jurczyk et al. 2007: 9 f.).

Familie ist demnach weniger als „Form“, sondern vielmehr als „Praxis“ zu verstehen. Konzeptuell betrachtet wird so deutlich, dass die Perspektive „Doing Family“ sich stärker auf ein Handlungsparadigma fokussiert, als auf ein institutionelles (vgl. Jurczyk et al. 2007: 9 f.).

Laut Michaela Schier und Karin Jurczyk muss diese Hinwendung zu einem interaktionistischen Blick auf Familie vor allem vor dem Hintergrund des Wandels vom fordistischen zu einem postfordistischen Gesellschaftsmodell betrachtet werden (vgl. Jurczyk, Schier 2007).

Der angesprochene Wandel verweist darauf, dass Familie mit anderen gesellschaftlichen Subformen und sich wandelnden sozial-ökonomischen Umwelten verbunden ist (vgl. Jurczyk 2014: 53). Diese sollen im Folgenden dargestellt werden, um einen Überblick über die Perspektive zu geben: Während die deutsche Nachkriegszeit von einer traditionellen Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau geprägt war, steht unsere Gesellschaft heute einer flexiblen, mobilen Arbeitswelt gegenüber, die ihrerseits auch durch erwerbstätige Frauen charakterisiert ist (vgl. Jurczyk 2014: 53). Unterstützt wird die Betrachtungsweise auch dadurch, dass Familie immer stärker als weiterer Bildungsort der Gesellschaft betrachtet wird. Die individuellen Anforderungen an Familie steigen, sie soll ein „Ort persönlichen Glücks und persönlicher Sinnerfüllung“ sein (Jurczyk 2014: 34). Gleichzeitig wird die Familie durch beispielsweise Scheidung oder Trennung immer fragiler. So schwinden die Ressourcen von Familie. Karin Jurczyk spricht an dieser Stelle von einer strukturellen Überforderung dieser. Denn durch diese neuen Anforderungen und Phänomene wie beispielsweise Scheidung, die auf Familie wirken, wird eine bewusste und gezielte Herstellungsleistung von Gemeinsamkeit und die Ermöglichung von wechselseitiger Sorge immer mehr erforderlich (vgl. Jurczyk 2014: 54). An dieser Stelle kann bereits auf die multilokale Familie verwiesen werden, die eben auch durch diese neuen Anforderungen, wie eine erhöhte Mobilitätsanforderung, entsteht. Die Familie an sich und als Form, mit all ihren Ausprägungen, ist ausführlich beforscht, allerdings fehlt, so Jurczyk, ein Blick auf den Familienalltag, auf das Familienleben, das seinerseits Familie konstruiert (vgl. Jurczyk 2014: 52).

Um die Perspektive „Doing Family“ näher zu beleuchten, lohnt es sich einen Blick auf praxeologische Konzepte und das Konzept der alltäglichen Lebensführung zu werfen.

Praxeologische Konzepte, wie sie beispielsweise von Giddens 1988 („Die Konstitution der Gesellschaft“) stammen, sind überwiegend mikroorientiert und haben einen Bezug zu Handlungstheorien (vgl. Jurczyk 2014: 57). Nach diesen Konzepten stehen Handlungen als Praxis im Zentrum, an diesen sind unterschiedliche Akteure beteiligt, die sich in ihrem Verhalten aneinander orientieren. „Soziale Strukturen werden als von Akteuren durch ihre Praktiken produziert verstanden und umgekehrt Praktiken als durch diese Struktur konstruiert“ (Jurczyk 2014: 57).

Der Ansatz der alltäglichen Lebensführung geht auf eine Münchner Arbeitsgruppe zurück und wurde in den 80er- und 90er-Jahren entwickelt, dieser steht dem praxeologischen Ansatz nahe und „beleuchtet die Alltagsgestaltung vor dem Hintergrund ökonomischer, kultureller und sozialer Ressourcen sowie individueller Orientierungen. Bei diesen Praktiken sinnhafter Alltagsgestaltung geht es um die Koordination von Aktivitäten zu einem Gesamtzusammenhang der Lebensführung, welche als ein System eigener Art hergestellt wird und auch nicht einfach geändert werden kann“ (Jurczyk 2014: 58).

Das Konzept der Lebensführung umfasst drei Ebenen: zunächst Handlungsmuster, also das praktische Tun in seinen zeitlichen, räumlichen, sozialen etc. Dimensionen. Zweitens Lebenslagen und Ressourcen, also verfügbare, vorhandene ökonomische, soziale, kulturelle, personelle und körperbezogene. Von Bedeutung sind aber auch, drittens, Orientierungen und Werte, die die Lebensführung subjektiv lenken können und die biographische Planung bestimmen (vgl. Jurczyk 2014: 58 f.).

Karin Jurczyk wendet diese Konzepte auf die Familie an und schreibt hierzu: „Familiale Lebensführung ist also vorstellbar als Verschränkung von Handlungen und Handlungsmustern, als Vollzug gemeinsamer Aktivitäten, als Abstimmung und Aushandlung von individuellen und gemeinsamen Aktivitäten und Interessen, Verteilung von Ressourcen sowie Macht und Entscheidungsbefugnissen“ (Jurczyk 2014: 59 f.). Diese müssen zwischen den familialen Akteur*innen ausbalanciert, oder hierarchisch verfügt werden (vgl. Jurczyk 2014: 59 f.).

Jurczyk und Schier nennen hier drei Grundformen, die familiale Akteur*innen erbringen, um Familie herzustellen: das Balancemanagement, die Konstruktion von Gemeinsamkeit und „Displaying Family“ (Jurczyk et al. 2007: 9 f.)

Das Balancemanagement meint die Abstimmungsleistungen der einzelnen Familienmitglieder, die benötigt werden, um die Familie praktisch lebbar zu machen. In einer Familie herrschen individuelle Lebensführungen (Schule, Job usw.), diese müssen ausbalanciert und räumlich koordiniert werden (vgl. Jurczyk 2014: 61).

Die Konstruktion von Gemeinsamkeit bezieht sich auf Prozesse, „(...) in denen in alltäglichen und biographischen Interaktionen Familie als sinnhaftes gemeinschaftliches Ganzes hergestellt wird. Dies geschieht im gemeinsamen Tun, in der wechselseitigen Bezugnahme aufeinander und der symbolisch aufgeladenen Darstellung als Familie“ (Jurczyk 2014: 61).

Die dritte Grundform geht auf Janet Finch (2007) und ihren Ansatz „Displaying Family“ zurück. Gemeint ist hiermit die Signalisierung, eine Familie zu sein, und die bewusste Inszenierung und Ästhetisierung von Familienleben nach Außen (vgl. Jurczyk 2014: 62).

Die Handlungsdimensionen und Handlungsmodi beschreiben, wie Familie hergestellt wird. Jurczyk greift an dieser Stelle wieder auf das Konzept der alltäglichen Lebensführung zurück und nennt die Unterscheidung der Handlungsdimensionen. Bezüglich dieser ist der Alltag räumlich, zeitlich, sozial, sachlich, medial, kognitiv strukturiert (vgl. Jurczyk 2014: 62). Zu unterscheiden ist zunächst das „Tun“, also vorbewusste alltägliche Aktivitäten, die routinisiert sind. Dieses „Tun“ ist allerdings nicht als natürlich zu betrachten, sondern als sozial-kulturell eingebettet. Dem gegenüber steht intentionales sinnhaftes „Handeln“, was Reflexion voraussetzt (vgl. Jurczyk 2014: 63).

Familiale Routinen und Rituale geben dem Alltag Struktur und gewährleisten, manchmal über Generationen hinweg, eine Reproduktion von familiärer Ordnung und Identität. Traditionelle Rituale oder Routinen treten allerdings auch immer mehr in den Hintergrund, somit finden Familie ganz eigene Regelmäßigkeiten, um Familie zu erfahren und zu inszenieren (vgl. Jurczyk 2014: 63).

Betrachtet man die Ebene der Akteur*innen, Adressat*innen und Handlungsinhalte, so macht Karin Jurczyk deutlich, dass Herstellungsleistungen auf Interaktionen basieren, die allerdings auch in Abwesenheit von einzelnen Familienmitgliedern erbracht werden können. Die Familie wird oft als Einheit suggeriert, wichtig ist allerdings, die Einzelperspektive der einzelnen Mitglieder mitzudenken. Weiter gehören zu der Herstellung von Familie nicht nur die Familienmitglieder, sondern auch öffentliche Institutionen, die von außen auf die Familie einwirken. Die Handlungsadressat*innen können ebenfalls variieren, so gibt es individuelle selbstbezogene Aktivitäten, explizite Aktivitäten für andere Personen und Aktivitäten, die mit anderen durchgeführt werden (vgl. Jurczyk 2014: 64 f.).

Betrachtet man die angesprochenen Handlungsinhalte, so meint dies, dass zunächst Familie als ein gemeinsamer Lebenszusammenhang hergestellt wird. Nicht nur im Familienverlauf, sondern auch in sich immer wieder verändernden, und neu zu justierenden Formen des Zusammenlebens, sowie auch der Reproduktion der nächsten Generation. Weiter müssen Ermöglichungsbedingungen für die Erbringung von Care hergestellt werden, gemeint ist damit pflegen, betreuen, erziehen, versorgen. Diese Aktivitäten geschehen allerdings nie in einer

Reinform. Man kann nicht einfach nur betreuen, vielmehr sind diese Aktivitäten als Konglomerat zu betrachten.

Wichtig ist die Herstellung gemeinsamer Zeit-Räume, um die vorangegangenen Handlungsinhalte herstellen zu können. Somit wird laut Jurczyk die Ko-Präsenz der Familienmitglieder versucht zu gewährleisten (vgl. Jurczyk 2014: 67).

„Wichtige Bedingung für Interaktionsprozesse ist die physische Anwesenheit der Interaktionspartner, die räumliche Kopräsenz. Denn um Familie als Gemeinsamkeit zu leben und nicht als bloßes Nebeneinander von Individuen, die sich nur die Klinke in die Hand geben, braucht es Gelegenheiten.“ (vgl. Jurczyk et al. 2007: 9 f.).

Richtet man seinen Blick allerdings auf multilokale Familien, so stellt sich die Frage, wie Familie hergestellt werden kann. Vor allem dann, wenn die Familienmitglieder nicht am selben Ort sind und physische Anwesenheit häufig nicht gewährleistet werden kann.

4. Forschungsstand

Wie bereits dargestellt, ist die Familie an sich, in all ihren Ausprägungen, bereits ausführlich erforscht. Was fehlt, ist ein Blick auf den Familienalltag, also auf das Familienleben, welches Familie konstruiert. Besonders die Anforderungen an multilokale Familien müssen dahingehend beleuchtet werden (vgl. Jurczyk 2014: 52).

Schier hat die multilokale Familie und die Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung beschrieben: „Multilokale Familienarrangements sind einerseits durch eine periodische Lebensführung und sozial-räumliche Verankerung an mehr als nur einem Ort von aktiv multilokalen Akteuren gekennzeichnet, andererseits stellt gleichzeitig die wiederkehrende Bewegung zwischen den bewohnten Orten eine Grundvoraussetzung für eine multilokale Familienführung dar (Schier 2013: 41).

Schier formuliert sechs Anforderungen, mit welchen multilokale Familien konfrontiert sind: Zunächst muss eine „Choreographie“ des gemeinsamen Alltages hergestellt werden, also eine „Organisation sowie die Synchron- und Synchronisation des multilokalen Familienalltags“ (Schier 2013: 42). Eine mehrörtige Lebensführung setzt voraus, dass persönliche Treffen hinsichtlich Zeitpunkten und räumlichen Treffpunkten ausgehandelt, abgestimmt und koordiniert werden müssen (vgl. Schier 2013: 42).

Die „Nutzung von periodisch nur kurzen kopräsenten Zeiten“ ist eine zweite Herausforderung, mit welcher sich multilokale Familienarrangements konfrontiert sehen. Dabei muss die aktiv multilokale Person in den Alltag reintegriert werden, es müssen aber auch Settings gefunden werden, in denen die Familiengemeinschaft abgesichert wird und Nähe erhalten werden kann (vgl. Schier 2013: 43). Schier nennt hier drei Praktiken: „1. die Ritualisierung und symbolische Aufladung von Alltagsroutinen wie z.B. von gemeinsamen Frühstück, Kochen, Einkaufen oder von elterlichen Begleitdiensten (vgl. Audehm 2001, zit. n. Schier 2013: 43) 2. Die Inszenierung von besonderen gemeinsamen Freizeitaktivitäten, z.B. in Form von Ausflügen (...) 3. die Integration durch Alltag wie immer (Schier 2009)“ (Schier 2013: 43).

Zu gemeinsamen Aktivitäten schreibt Barbara Keddi: „Die qualitativen oder ethnografischen Studien untersuchen Gestaltung, Abfolge, Qualität und Bedeutung einer breiten Palette gemeinsamer Aktivitäten von Eltern und Kindern: Haushalts-, Betreuungs-, Care-, Medien-, und Freizeitaktivitäten, Urlaube und Ausflüge, Feiern, Geburtstage (...)“ (vgl. Keddi 2014: 96). Vor allem routinisierten Aktivitäten kommt hierbei eine große Bedeutung zu, denn diese gewährleisten das Zustandekommen und Funktionieren, ritualisierte Aktivitäten gewährleisten hingegen familiäre Kontinuität und Identität (vgl. Keddi 2014: 97). Rituale und Routinen haben in der Familie somit eine große Bedeutung. Sie können sich verändern, oder ihre Bedeutung verlieren, es kommen neue hinzu, andere verschwinden ganz (vgl. Keddi 2014 97). Grace M.

Viere unterscheidet vier Typen von Ritualen: Familienfeiern, Familientraditionen, familienzyklische Rituale und alltägliche Lebensereignisse, welche ritualisiert wurden (vgl. Viere 2001: 286). Familienfeiern können Geburtstage meinen, eine Familientradition kann ein gemeinsamer Urlaub sein, der jedes Jahr zur gleichen Zeit, an einem bestimmten Ort stattfindet, ein familienzyklisches Ritual kann der sonntägliche Spaziergang sein, der jede Woche Sonntag stattfindet. Ein sehr typisches alltägliches Lebensereignis, welches ritualisiert werden kann, ist wohl die Einnahme von Mahlzeiten, welches an dieser Stelle näher beleuchtet werden soll und auch seitens der Forschung schon stark analysiert wurde (vgl. Snow/Beals 2006; Meyer 2002).

Beim gemeinsamen Essen, kommen die Familienmitglieder nicht nur zusammen, es wird auch „(...) ein breites Spektrum unterschiedlicher Aspekte von Familienzugehörigkeit, Wohlbefinden, Fürsorge im emotionalen und körperlich-gesundheitlichen Bereich, kulturelle, kognitive sowie sozio-emotionale Lern- und Bildungsprozesse, Gesundheitserziehung, Erinnerungsarbeit, Zukunftsplanung und mehr“ hergestellt, beziehungsweise vermittelt (Keddi 2014: 97).

In multilokalen Familienarrangements werden Aktivitäten wie diese, wie bereits genannt, symbolisch aufgeladen, der*die aktiv Multilokale nimmt am Alltag der restlichen Familie wieder teil, indem er*sie einfach wieder mit am Tisch sitzt, oder es werden „besondere Aktivitäten“ durchgeführt, wie Ausflüge.

Eine dritte Anforderung ist die Herstellung von Familie auf Distanz. Eine besondere Herausforderung stellen dabei die Herstellung von Elternschaft und Care dar. Betroffene greifen hierfür auf Telefonate, E-Mails oder SMS zurück, aber auch Geschenke werden ausgetauscht (vgl. Schier 2013: 43).

„Caregiving through emotional support of ‚being there‘ and, in particular, the exchange of informal (unpaid) care between family members separated by distance, is the prism through which I examine how information and communication technologies (ICTs) are transforming the experience of co-presence in transnational family life“ (Baldassar 2016: 145), schreibt Loretta Baldassar. Ihre Studie basiert auf 200 ethnografischen Interviews und teilnehmenden Beobachtungen mit erwachsenen Migrant*innen in Australien und deren Eltern (vgl.

Baldassar 2016: 147). Die Autorin stellt fest, dass die Herstellung von Care in transnationalen Familien hauptsächlich über Informations- und Kommunikationstechnologien hergestellt wird. „Informations- und Kommunikationstechnologie wird auch als Deckbegriff definiert, der jegliches Kommunikationsinstrument oder Kommunikationsanwendung beinhaltet, inklusive Radio, Fernsehen, Mobiltelefone („Handys“), Hardware und Software für Computer und Netzwerke, Satellitensysteme, etc. sowie die verschiedenen Dienstleistungen und Anwendungen, die mit diesen Dingen verbunden sind“ (Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT): www.onlinesicherheit.gv.at). ICTs sind Teil von „Doing Family“: „They shape interactions

between family members, their relationships and communication patterns“ (Nedelcu 2016: 204). Sowohl Baldassar als auch Mihaela Nedelcu stellen fest, dass die Herstellung von Familie und die damit verbundene Care-Leistung durch ICTs gewährleistet werden kann. Dies geht oft einher mit einer positiven Bewertung der bestehenden Distanz: „Furthermore, living at a distance encourages some people to put more effort into staying in touch“ (Baldassar 2016: 152). So werden auch Vorteile gegenüber face-to-face-Kontakten erläutert. Viele Befragte gaben an, emotionalere Dinge in E-Mails oder Textnachrichten zu schreiben wäre leichter, als dies persönlich auszudrücken (vgl. Baldassar 2016: 156). Grundsätzlich helfen ICTs dabei, sich gegenseitig über den Alltag zu informieren, „Probleme gemeinsam zu bewältigen (versuchen), Nähe und Vertrautheit her(zu)stellen und Entscheidungen (zu) besprechen.“ (Schneider 2014: 218).

Eine große Bedeutung kommt den Web-2.0-Technologien zu. Unter anderem Skype und MSN kombinieren orale und visuelle Formen der Interaktion, und können so das Gefühl entstehen lassen, man wäre zusammen, beinahe wie in face-to-face-Interaktionen (vgl. Nedelcu 2016: 210). Es entsteht ein „virtuelles Familienleben“ (vgl. Schier 2009: 65). „Neue Kommunikationstechnologien haben demnach den Möglichkeitsraum für eine stabile Organisation multilokaler Wohnarrangements sowie die raumübergreifende Kommunikation maßgeblich erweitert“ (Schier 2013: 47).

Sieht man von den ICTs ab, so können auch andere Medien eine Rolle für das multilokale „Doing Family“ spielen, Schier nennt hier Fotos, Filme und Musik. Auch diese werden für den multilokalen Alltag funktionalisiert (vgl. Schier 2013: 46).

Zur Überbrückung von Distanz dienen materielle Dinge beziehungsweise „transnationale Objekte“, wie Geschenke, Fotografien oder Rezepte (vgl. Schier 2013: 43; vgl. Baldassar 2016: 158). Nedelcu schreibt über die Leistungen, die heutige Kommunikationstechnologien erbringen können:

- „- acquires close similarities with situations permitted by physical proximity;
- reproduces both contentious and benevolent relations and interactions at the foundation of family life in general; and
- generates reciprocal wellbeing and intergenerational solidarity, as well as new tensions, conflicts and constraints.“ (Nedelcu 2016: 216).

Dennoch können medial vermittelte Praktiken räumliche Kopräsenz nur für einen gewissen Zeitraum ersetzen und funktionieren laut Schier nur dann gut, wenn sie auf wiederkehrenden face-to-face-Kontakten basieren (vgl. Schier 2010: 110). Michael Humbracht schreibt über seine Studie zu Besuchen von Freund*innen und Verwandten: „All informants interviewed explained that they maintain contact with friends and family through electronic communication and/or return visits. Therefore, family and friends mobilities need to be explained in part

through processes of globalisation and building visits as banal or everyday moments in transnational lives“ (Humbracht 2015: 642).

Somit gilt auch die Gestaltung der wiederkehrenden Mobilität sowie der Übergänge zwischen den Alltagswelten als eine weitere, vierte Anforderung an multilokale Familien. Schier nennt hierbei unter anderem das Gepäckmanagement, man nimmt so wenig wie möglich mit sich, packt statt einem Buch einen E-Reader ein. Die Zeit unterwegs wird spezifisch genutzt und gestaltet, Schier spricht an dieser Stelle auch von Routinen, die hergestellt werden, um Beständigkeit im Unbeständigen herzustellen, auch um die Wohnsituationen miteinander zu verbinden (vgl. Hilti 2013: 214, zit. n. Schier 2013: 44). „Das Unterwegssein erfüllt insofern komplexe Funktionen im Übergang von einer Lebenswelt in eine andere“ (Schier 2013: 44). In Zusammenhang mit der aktiven Mobilität, also dem Bewegen zwischen zwei oder mehreren Orten, werden häufig die Aufwände dessen genannt. Transportschwierigkeiten, lange Flugzeiten, Bahnreisen können für die multilokale Person nicht nur anstrengend sein, sie können das Zeitbudget noch weiter belasten, wenn beispielsweise eine Bahn Verspätung hat (vgl. Schier 2009: 62). Die Wichtigkeit von Besuchen wird hervorgehoben, wenn Humbracht erläutert, dass durch diese gewährleistet wird, dass die Besucher ein Bild der Wohnsituation erhalten, sie lernen das neue Umfeld kennen, wodurch die Verbindung zwischen Besucher und dem Besuchten intensiviert werden können (vgl. Humbracht 2015: 645). Somit wird deutlich, dass es wichtig ist, dass nicht nur ein Ort fokussiert wird, beispielsweise jener, an welchem die Mehrheit der Familie lebt. Auch der andere Wohnort sollte allen Familienmitgliedern bekannt sein: „Or in other words, migrants and friends and family generate an embodied understanding of place, together that bounds social imaginations to family and friends’ transnational networks and bolsters the ability to imagine place together“ (Humbracht 2015: 651).

„Der Umgang mit einem Leben in getrennten Alltagsräumen“ gilt als weitere, fünfte Anforderung, ein aktiv multilokaler Mensch kann sich vom Alltag der anderen entfremdet fühlen und Misstrauen sowie Eifersucht entwickeln. Schier geht an dieser Stelle besonders auf multilokale Familienarrangements ein, die auf Grund einer Scheidung der Eltern multilokal leben (vgl. Schier 2013: 44).

Die sechste und letzte Anforderung, die Schier nennt, ist „die unterschiedlichen Lebenswelten in Relation zueinander zu setzen und deren Unterschiedlichkeiten und Widersprüchlichkeiten in den Alltag zu integrieren“ (Schier 2013: 45). Aktiv multilokale Personen machen es sich beispielsweise an Orten heimisch, in dem sie ihre Taschen komplett auspacken, oder bestimmte Personen besuchen, aber auch Objekte wie Kopfkissen oder Kuscheltiere können eine Brücke sein und so die Übergänge zwischen den Welten erleichtern (Schier 2013: 45).

Die oben beschriebenen Studien oder Artikel befassen sich meist mit Familien, in denen ein Elternteil aktiv multilokal ist. Residenzielle Mobilität wird somit meist aus diesem Blickwinkel heraus betrachtet und steht in engem Verhältnis zu Erwerbstätigkeit und zirkulärer Mobilität. Mobile Kinder sind ebenfalls Thema der Familiensoziologie, allerdings meist in Hinblick auf Nachtrennungsfamilien und das Pendeln zwischen den Wohnorten der beiden Eltern (vgl. u.a. Keddi 2014: 107). Die Thematik mobiler Studierender wird zwar beleuchtet, allerdings fokussiert man sich hier mehr auf die Gründe für die Mobilität (vgl. Cicognani et al. 2011: 39; vgl. Brooks et al. 2010: 145). Die Mobilität auf Grund eines Studiums, die Bedeutung dessen für die Familie und das Familienleben, sind im Gegensatz hierzu also kaum erforscht.

5. Forschungsfrage und Ziel der Arbeit

Die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit ergibt sich aus der Betrachtung zweier Phänomene. Zunächst konnte dargestellt werden, dass die größte Einwanderungsgruppe Österreichs, die Deutschen, bisher nur quantitativ erforscht und erfasst wurde. Sucht man Antworten auf die Frage, weshalb Deutsche nach Österreich kommen, so wird deutlich, dass vor allem Studierende in den Fokus der Öffentlichkeit geraten.

Die Familiensoziologie beschäftigt sich unter anderem mit der Herstellung von Familie unter den heute vorherrschenden Bedingungen, und auch mit der steigenden Mobilität von Familie und der Entstehung von multilokalen Familien.

Das Ziel dieser Arbeit soll sein, zunächst eine Forschungslücke zu schließen. So soll hier ein erster Schritt gewagt werden, Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit, die in Österreich leben, qualitativ zu erforschen. Gleichzeitig soll ein Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion bezüglich multilokaler Familien geleistet werden, die bisher Studierende und deren Herstellung von Familie weitestgehend außer Acht ließ. Hieraus ergibt sich folgende Forschungsfrage:

Wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her?

Die Begrenzung auf Studierende ergibt sich durch die öffentliche Berichterstattung. Wie bereits dargestellt, fokussiert sich diese auf Student*innen in ihrer Begründung für die Migration nach Österreich. Die Eingrenzung des Ortes wird zunächst damit begründet, dass die meisten deutschen Studierenden in Wien leben, allerdings muss hier auch auf zeitliche und finanzielle Ressourcen der Forscherin verwiesen werden. Eine Reise durch ganz Österreich wäre nicht möglich gewesen.

6. Methodische Herangehensweise

Die Forschungsfrage „*Wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her?*“ wurde mit Hilfe der Fotobefragung nach Bettina Kolb bearbeitet.

Wie bereits in dem Kapitel „Forschungsstand“ dargestellt, fehlt es bezüglich der Fragestellung und ihrem Themenfeld an Forschungen. Ein qualitativer Zugang bietet sich zur Beantwortung der Frage an, um sich der Thematik möglichst offen zu nähern (vgl. Lois 2014: 260). „Vor dem Hintergrund dieser Positionen verfolgen qualitative Fallstudien in der Familiensoziologie das Ziel, mit offener und sinnverstehender Ausrichtung ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der sozialen Wirklichkeit zu erstellen“ (Lois 2014: 260). Um dies zu gewährleisten, wird darauf geachtet, subjektive Sichtweisen in den Fokus zu rücken. Eine Möglichkeit dies zu tun, besteht darin, ein qualitatives Interview zu führen (vgl. Lois 2014: 260). „Außerdem ist die offene Frageform in explorativen Forschungssituationen angemessen, in denen der Forscher den Forschungsgegenstand noch nicht in all seinen relevanten Dimensionen kennt und das Ziel eher in einer Beschreibung und in Theorieentwicklung besteht als in einem Hypothesentest“ (Lois 2014: 161).

Wie bereits im Kapitel „Die mobile Familie“ dargestellt, handelt es sich bei der Thematik „Familie“ um eine sehr komplexe. Richtet man seinen Blick auf mögliche Definitionen, erkennt man zahlreiche, sehr unterschiedliche Erläuterungen. Versteht man Familie als ein soziales Netzwerk, so wird deutlich, dass jedes Familienmitglied sein eigenes Netzwerk besitzt, eine feste Außengrenze ist nicht gegeben und auch Regeln der Mitgliedschaft sind nicht klar zu nennen (vgl. Wagner 2002: 227 f.). Diese Merkmale werden demnach individuell von den einzelnen Personen festgelegt. Dem Wissensstand des Individuums ist demnach Rechnung zu tragen (vgl. Lois 2014: 160). Fraglich ist, ob sich der*die Einzelne über den persönlichen Wissensstand bewusst ist, weshalb sich an dieser Stelle Methoden anbieten, die eine Reflexion seitens der Befragten fordern. Eine solche Methode ist die Fotobefragung. Die befragten Personen werden in der Erhebungsphase selbst aktiv, indem sie Fotografien erstellen, dies fordert wiederum eine Reflexion der Forschungsfrage und Auseinandersetzung mit der Thematik (vgl. Kolb 2001: 1 f.; 2009: 1 f.). Darüber hinaus gewähren die erstellten Fotografien einen Einblick in den Alltag der Personen und die Perspektiven dieser (vgl. ebd. 2009: 265). „The images are repository of events and ideas, trends and traditions, informal and official aspects“ (Cipriani et al. 2012: 461).

Fotografien sind zudem ein „hervorragendes“ Instrument zur Dokumentation und in unserer industriellen Gesellschaft allgemein verfügbare Dokumente (vgl. Lueger 2010: 120 f.). Ein Fotoapparat oder Mobiltelefone mit Fotofunktion sind heute nicht selten, die Fotografie „gewährt

eine genaue Abbildung von Details, ohne dass dafür viel handwerkliches Geschick erforderlich wäre“ (Froschauer; Lueger 2007: 432). Gefühle, Gedanken, Orte und Erlebnisse lassen sich so schnell einfangen und der Aufwand ist zudem gering. Außerdem kann der Akt des Fotografierens als Mittel der Zugangseröffnung und Generierung von folgenden Aktivitäten dienen, das Foto wird so ein Mittel des Forschungsprozesses (vgl. Lueger 2010: 120 f.).

Ziel dieser Arbeit ist es, die Herstellung von Familie zu verstehen und nicht zu erklären. Die Prämisse des Verstehen-Wollens findet sich in einem interpretativen Paradigma der Soziologie wieder, wo auch diese Arbeit zu verorten ist. Im Vordergrund einer verstehenden, interpretativen Soziologie steht das menschliche Handeln und das Individuum, welche es zu verstehen gilt. „Die schwierige Aufgabe einer verstehenden Soziologie besteht darin, nicht nur Beobachtbares und Messbares als Gegenstand der Wissenschaft gelten zu lassen, sondern auf der Basis von Beobachtungen die Grundstrukturen und die Triebfelder menschlichen Handelns zu analysieren“ (Richter 2001: 171).

Die Forschungsfrage wird mit Hilfe einer visuellen Methode bearbeitet, wobei Fotografien zum Einsatz kommen. In der Anthropologie werden Fotografien genutzt, um Beobachtungen festzuhalten oder diese zu unterstützen. De France nutzte visuelle Methoden beispielsweise bereits 1982 zur Beantwortung von Forschungsfragen. In der Soziologie tauchten solche Arbeiten hingegen erst später auf (beispielsweise 1991: Mattioli).

Auch die Fotobefragung findet sich zunächst in der Anthropologie wieder: John Collier nutzte als einer der ersten Fotografien im Rahmen von Befragungen (vgl. Collier et al. 1991). Die Studie „Working Knowledge“ von Douglas Harper nutzte Fotografie, um einen Einblick in die Sicht der Befragten zu erhalten, sie fungiert hier als Methode, Zugang und Grundlage (vgl. Harper 1987: 12). Die Produktion von visuellen Daten durch die zu befragenden Personen kann als Paradigmenwechsel verstanden werden (vgl. Kolb et al. 2009: 63). An dieser Stelle ist Ulf Wuggenig zu nennen, der den Begriff „Fotobefragung“ prägte und Fotografien nutzte, die von Befragten selbst hergestellt wurden (vgl. Wuggenig 1990: 114 f.).

Im Folgenden soll zunächst der Hintergrund der Arbeit und Forschung, das interpretative Paradigma der Soziologie dargestellt sowie ein kurzer Einblick in die visuelle Soziologie gegeben werden. Darauf folgt die Darstellung der Fotobefragung nach Bettina Kolb.

7. Die Datenerhebung nach Bettina Kolb

7.1 Die Fotobefragung nach Bettina Kolb

Die Fotobefragung wurde unter anderem von Bettina Kolb entwickelt. Es handelt sich um ein Instrument der visuellen Soziologie, wobei deren Hauptaugenmerk auf der Partizipation der Teilnehmer*innen an der Befragung liegt. Diese Partizipation erfolgt durch die konkrete Einbeziehung der zu befragenden Personen in den Forschungsprozess: Sie erstellen zu einer konkreten Forschungsfrage eigenständig Fotografien und nehmen so eine aktive Rolle im Prozess der Datenerhebung ein. Die Befragten wählen somit aus, was gezeigt werden soll, und haben die Möglichkeit, das Thema und die Frage ausreichend zu reflektieren (vgl. Kolb 2001: 1 f.; 2009: 1 f.). Im Anschluss an die Erhebungsphase der Befragten erfolgt ein Interview mit diesen. Basis dessen bilden die erstellten Fotografien. Die Auswertung der Fotobefragung erfolgt mittels einer Bildanalyse und der Analyse des Interviewmaterials (vgl. Kolb 2001: 106 f.)

Nach Bettina Kolb erfolgt die Datenerhebung der Fotobefragung in vier Phasen (vgl. Kolb 2009: 6).

In der „*opening phase*“ verfassen die Forscher*innen eine Einladung an mögliche zu befragende Personen. Die Personen werden dazu angehalten, eine allgemeine Forschungsfrage zu beantworten und im Rahmen dieser Fotografien zu erstellen, die ihre Sichtweise auf die Frage darstellen (vgl. ebd.). In dieser Phase beginnt bereits ein Reflexionsprozess seitens der Befragten, so schreibt Kolb: „The opening phase starts a cognitive process on the part of respondents as they reflect on the influence or meaningfulness of the scientific question for their own life concepts and experiences“ (Kolb 2009: 6).

In der „*shooting phase*“, der zweiten Phase, nehmen die Befragten ihre aktive Rolle im Forschungsprozess ein und begeben sich in ihr persönliches soziales Umfeld. Sie erstellen eigenständig Fotografien oder wählen bestehende Fotos aus. Diese Phase geschieht unabhängig von den Forscher*innen. Die zu befragenden Personen nutzen unter anderem Kameras und Smartphones, um ihre Ideen und für sie relevante Themen festzuhalten (vgl. Kolb 2009: 7). Kolb unterstreicht die Partizipation der Befragten nochmals, wenn sie schreibt: „Photo respondents often find this phase empowering as they make their perspectives explicit in their photos as they engage in a very personal way in the research question, and think about how it matters in their lives and communities. Participants often gain new insights into their lives and reality as they reflect on their subjective situation from a different point of view, through the lens of the camera“ (Kolb 2009: 7). Laut Kolb werden die Befragten zu Forscher*innen ihrer

eigenen Kultur, Leben, Heimat, Nachbarschaft und Dörfer. Begünstigt wird dies eben durch das Herstellen von Fotografien und das Gespräch über diese (vgl. Kolb 2009: 7 f.).

In der dritten Phase, der „*decoding phase*“ oder dem „*Fotointerview*“, stellen die Befragten den Forscher*innen ihre Fotografien vor und verbalisieren ihre Gedanken zu diesen. Die Fotografien werden zur Basis des Interviews. Die Fotografien werden von Forscher*in und Befragtem*r gemeinsam betrachtet und Erklärungen, beziehungsweise Hintergründe dieser, dazu abgegeben. Die Besonderheit ist, dass die Befragten an dieser Stelle die Rolle des*der Expert*in einnehmen: Sie erläutern anhand der Fotos ihre Lebenswelt dem*der Forscher*in. Hierbei wird ein weiterer Vorteil der Fotobefragung sichtbar: „but with the photo interview, interviewees can establish or add new themes to the research questions from their point of view“ (Kolb 2009: 6). Kolb spricht außerdem das bereits beschriebene Machtgefälle zwischen Forscher*innen und Befragten an, welches durch die Fotobefragung aufgelöst wird: „This phase establishes dialogue and trust, and the researcher encourages participants to argue for their viewpoint. Ideally, the photo interview promotes mutual learning by both scientists and residents in a conversation between equals“ (Kolb 2009: 6).

Die finale Phase oder auch die „*analytische wissenschaftliche Interpretation*“ fokussiert die Datenanalyse seitens der Forscher*innen. Hierzu zählen Fotografien, Interviewtranskripte und Beobachtungen, die während der ersten drei Phasen erstellt wurden (vgl. Kolb 2009: 6).

7.2 Das narrative Interview

Bettina Kolb gibt in ihren Ausführungen zur Fotobefragung keine konkrete Form des Interviews beziehungsweise der Interviewführung vor. So spricht sie lediglich von einem „Gespräch“ zwischen Befragten und Forscher*innen (vgl. Kolb 2001: 7). Um die Arbeit transparenter zu gestalten, wurden narrative Interviews mit den zu befragenden Personen durchgeführt. Diese zählen zu den Spezialformen der qualitativen Interviews und wurden von Fritz Schütze entwickelt (vgl. Lamnek 2010: 326). „Im narrativen Interview wird der zu Befragende aufgefordert, etwas über den im Gespräch benannten Gegenstand – meist in Verbindung mit der Lebensgeschichte – zu erzählen, was natürlich voraussetzt, dass der Befragte eine entsprechende Kompetenz besitzt“ (Lamnek 2010: 326).

Diese Form der Interviewführung eignet sich für die Forschungsfrage *“Wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her?”*, da diese sehr konkret nach der Herstellung von Familie der Befragten fragt. Narrative Interviews machen Orientierungsmuster des Handelns erkennbar, Erzählungen sind außerdem immer retrospektive Interpretationen des Handelns (vgl. Lamnek 2010: 330). Versteht man das Leben von Familie als einen Ereignisablauf mit Prozesscharakter und einen lebensgeschichtlichen Vorgang, so eignet sich das narrative Interview ebenfalls (vgl. Lamnek 2010: 329).

Die Gesprächsführung orientierte sich an Gabriele Rosenthal und ihren Ausführungen zu jener. Auf eine Eingangsfrage folgt die Haupt- beziehungsweise Eingangserzählung durch die befragten Personen. Im Anschluss folgt ein Nachfrageteil mit immanenten und examenten Nachfragen (vgl. Rosenthal 1995: 186 f.)

8. Die Datenauswertung nach Bettina Kolb

Bettina Kolb unterteilt die Fotobefragung in zwei Teile. Dabei handelt es sich zunächst um die Interpretation der Bilder, mittels einer Bildanalyse. Im zweiten Teil werden die Interpretation der Fotobefragten aus dem Interview mit in die Analyse einbezogen (vgl. Kolb 2001: 107)

Die folgenden Kapitel beschreiben die von Kolb entwickelte Bildanalyse und das Kodierverfahren der Grounded Theory, mit welchem die Interviews analysiert wurden.

8.1 Die Bildanalyse nach Bettina Kolb – Eine Methode der Auswertung

Die im Laufe der „shooting phase“ entstandenen Bilder werden mit Hilfe der Bildanalyse nach Bettina Kolb analysiert (Vgl. Kolb 2001: 110). Diese Analyse beinhaltet fünf Schritte, die im Folgenden erläutert werden sollen. Außerdem wurden zur Vertiefung und Verdeutlichung weitere Autor*innen herangezogen.

Schritt 1: Sensibilisierung, Gruppierung und die Identifikation des einzelnen Bildes in der Grundgesamtheit

Im *ersten Schritt* der Bildanalyse nach Kolb soll ein Überblick über das gesamte Bildmaterial geschaffen werden. Die Fotografien werden sensibilisiert und gruppiert. Eine vergleichende Analyse identifiziert das einzelne Bild im Vergleich zur Grundgesamtheit des Bildmaterials. Das Bild kann somit Themen und Kategorien, welche im Laufe der Analyse generiert werden, zugeordnet werden (vgl. Kolb 2001: 108). Diese sogenannte Ersteindrucksanalyse soll Müller-Doohm zufolge die Primärbotschaft, dargestellte Objekte und Personen, verwendete Stilmomente sowie Inszenierungsmacharten erfassen (vgl. Müller-Doohm 1997: 102). Müller-Doohm erklärt außerdem, dass es nun auch möglich ist, Familienähnlichkeiten aus der Bildgrundgesamtheit herauszukristallisieren (vgl. Müller-Doohm, 1997: 102).

Diese Familienähnlichkeiten können dargestellte Objekte, Orte, aber auch Personen sein. Nach diesen Punkten werden die Fotografien gruppiert. Dadurch entsteht ein Überblick über das gesamte Material, aber auch Themen.

Bettina Kolb identifiziert in diesem Schritt die einzelnen Fotografien in der Grundgesamtheit. Zum Zeitpunkt des ersten Schrittes hatte ich allerdings noch keine Themen oder gar Kategorien herausgearbeitet, was diese Identifikation schwer machte. Vor einem ähnlichen Problem

stand auch Regina Tetz, die in ihrer Magisterarbeit „Glücksaspekte“ empfiehlt, die vergleichende Analyse zu einem späteren Zeitpunkt durchzuführen, eben weil Kategorien und Themenschwerpunkte, welche für eine Identifikation des Bildes notwendig sind, noch nicht ausgearbeitet sind (vgl. Tetz 2009: 29). Ich folgte dem Beispiel Regina Tetz' und führte demnach einen sechsten Schritt, somit fällt die vergleichende Analyse an den Schluss der Datenauswertung.

Schritt 2: Die Beschreibung des manifesten Bildinhaltes

In einem *zweiten Schritt* wird der manifeste Bildinhalt beschrieben. Bei der Beschreibung dessen werden abgebildete Gegenstände, Farben, Orte sowie buchstäbliche Nachrichten in die Beschreibung des Bildes einbezogen, auch die ikonologische Ebene, also die Symbolisierung der Gegenstände, wird hier mitgedacht (vgl. Kolb 2001: 110). Es handelt sich demnach um eine deskriptive Betrachtung des Bildes.

Müller-Doohm beschreibt das Ziel dessen folgendermaßen: „(...) möglichst alle Bild- und Textdaten als potenzielle Bedeutungsträger verfügbar zu machen, die als konstitutive Elemente der symbolischen Bild-Textbotschaft in Frage kommen. Damit wird gewährleistet, daß scheinbar marginale Bild- oder Textdaten in die mögliche Bedeutungsstruktur aufgenommen werden können.“ (Müller-Doohm 1997: 103).

Schritt 3: Das Foto als ein Ergebnis einer Auswahl von Möglichkeiten

Im *dritten Schritt* ihrer Bildanalyse verweist Bettina Kolb zunächst darauf, das Foto als eine Auswahl von vielen anderen Möglichkeiten zu betrachten. In diesem Schritt wird auch die Kamerahandlung sowie die Handlung vor der Kamera beleuchtet (vgl. Kolb 2001: 110). In die Erhebung flossen, wie schon erwähnt, auch bestehende Fotografien ein, weswegen vor allem der Punkt der Kamerahandlung stärker beleuchtet werden musste. Manfred Lueger erklärt hierzu: „Daher ist die Funktionalität im sozialen Zusammenleben ein weites Interpretationsfeld. Zu diesem Aspekt der Bildverwendung gehört die Differenz zwischen natürlichem Bildmaterial und jenen Photos, die im Forschungszusammenhang entweder durch ForscherInnen oder auf Aufforderungen durch die AkteurInnen im Feld hergestellt werden“ (Lueger 2000: 185).

Schritt 4: Die Beziehung zwischen dem*der Forscher*in und der Fotografie

Im *vierten Schritt* wird der Fokus auf den*die Forscher*in gelegt. Diese*r muss sich über den eigenen Standpunkt bezüglich der Fotografie bewusst werden. Die Interpretation des Fotos

wird von Erfahrungen, Standpunkten und möglicherweise Gefühlen des*der Forscher*in beeinflusst. „Der ‚Weg‘ durch das Bild ist stark vom Standpunkt der Betrachterin abhängig und soll in dieser Bildanalyse auch Teil der Reflexion sein“ (Kolb 2001: 111), (vgl. Kolb 2001: 110).

Schritt 5: Bild und Text

Im *fünften* und letzten Schritt der Analyse wird das Textmaterial einbezogen. Das Textmaterial kann als eine erste Beobachtung der Fotografie betrachtet werden (vgl. Kolb 2001: 110). Die Datenmaterialien werden miteinander verglichen, wodurch sowohl Überschneidungen, als auch Differenzen auftreten können. Der Text wirkt als eine Art Ergänzung. Was das Bild nicht zeigen kann oder will, wird der Text möglicherweise aufgreifen. Aspekte, die durch die Bildanalyse somit unerkannt bleiben, werden durch die Befragten erläutert. Die Auswertung des Textes erfolgte mit dem Kodiervorgang der Grounded Theory. Nach der Auswertung wurden das Textmaterial, sowie die gebildeten Codes mit dem Bild in Verbindung gesetzt (vgl. Kolb 2001: 110).

Schritt 6: Die vergleichende Analyse

In diesem *sechsten Schritt* soll die Identifikation des Bildes in der Grundgesamtheit des erhobenen Bildmaterials geschehen. Wie bereits erläutert, hatte ich in einem ersten Schritt weder Themenschwerpunkte, noch Kategorien gebildet, was eine Identifikation für mich schwer machte.

Ich orientierte mich an Regina Totz, die in ihrer Masterarbeit die vergleichende Analyse ebenfalls als sechsten Schritt wählte und erklärte: „Es geht hier allerdings nicht um eine Identifikation eines einzelnen Bildes in der Gesamtheit aller Bilder, sondern es wird eine vergleichende Analyse innerhalb der Bild-Gruppe vorgenommen“ (Tötz 2009: 33). Totz erklärt, dass so ein „präziseres Erfassen der dargestellten Bildelemente im analysierten Bild“ ermöglicht wird (Tötz 2009: 33).

8.2 Die Datenauswertung mit dem Kodierverfahren der Grounded Theory

Die Auswertung der transkribierten narrativen Interviews erfolgt mittels des Kodierverfahrens der Grounded Theory. Es handelt sich um ein Verfahren der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, also der Lehre des Verstehens, Deutens und Auslegens von Texten, aber auch von sozialweltlichen Artefakten und Symbolisierungen (vgl. Breuer 2010: 39). „Auf der Basis von Erfahrungsdaten aus alltagsweltlichen Kontexten werden – von einer vorläufigen Problematisierungsperspektive ausgehend - theoretische Konzepte und Modellierungen entwickelt und dabei fortwährend rekursiv an die Erfahrungsebene zurückgebunden. Die entsprechende Theorie eines sozialen Weltausschnitts bzw. eines Problemthemas wird ‚gegenstandsgegründet‘ herausgearbeitet“ (Breuer 2010: 39).

Bezeichnend für die Grounded Theory ist ein hermeneutischer Zirkel oder die hermeneutische Spiralbewegung. Laut Breuer bedeutet dies, dass sich Erkenntnis in einem Kreisprozess zwischen Vorverständnis des Erkenntnissubjekts einerseits und den Phänomenen, mit denen das Subjekt in seinem Aufmerksamkeitsfeld konfrontiert wird, andererseits, konstruiert (vgl. Breuer 2010: 48).

Die Auswertung folgte den Ausführungen von Franz Breuer und soll hier in seinen Grundzügen dargestellt werden (vgl. ebd. 2010: 77): Nach der Erstellung der Transkripte werden Datentexte selektiert und segmentiert, immer vor dem Hintergrund, welche Teile und Aspekte relevant und interessant waren. Der Text wird daraufhin rezipiert und verarbeitet. Es werden abstrakte Begriffe und mögliche Sinnvarianten entwickelt. Codes und Kategoriekandidaten werden benannt und dabei offen kodiert. Darauf folgt das axiale Kodieren, die Codes und Kategorien werden sortiert und gebündelt. Am Ende der Auswertung steht das finale Fokussieren und Spezifizieren des Themas, das selektive beziehungsweise theoretische Kodieren. Nach einer weiteren Sortierung und Integrierung der Konzepte wird versucht, ein theoretisches Zentrum zu entwickeln.

9. Der Forschungsprozess

Das nachstehende Kapitel soll einen Einblick in den Forschungsprozess geben. Zu Beginn wird die Datenerhebung genau dargestellt, im Rahmen des Punktes „opening phase“ wird auch genauer auf den Feldzugang eingegangen. Darauf folgen eine Darstellung der befragten Personen sowie eine Anmerkung zu den erhobenen und analysierten Daten. Um mehr Transparenz zu schaffen, wird die Datenauswertung mittels einer Beispiel-Bildanalyse dargestellt.

9.1 Die Datenerhebung

Die Datenerhebung der Fotobefragung nach Bettina Kolb erfolgt in drei Schritten und fand zwischen September und Dezember 2015 statt. Ich entschloss mich dazu, fünf Frauen und fünf Männer zu befragen, um beide Geschlechter zu gleichen Teilen zu berücksichtigen. Diese sollten in Wien leben und dort studieren, sowie ursprünglich aus Deutschland kommen, also die meiste Zeit ihres Lebens dort verbracht haben. Die Ursprungsfamilie sollte noch in Deutschland leben. Beim Alter gab es keine Einschränkungen, da ich ein breites Altersspektrum von Studierenden abzudecken erhoffte.

Der Erhebungszeitraum lag zwischen September und Dezember 2015. Dieser ungeplant sehr lange Zeitraum erklärt sich aus der problematischen Rekrutierung von weiblichen Befragten.

Letztlich führte dieses Problem auch dazu, dass sechs Männer und vier Frauen befragt wurden. Die Erklärungen von Frauen, weshalb sie an der Forschung nicht teilnehmen wollten oder konnten, unterschieden sich nicht von jenen der Männer. Somit fällt es schwer, hier eine Aussage zu machen, weshalb sich die Rekrutierung von Frauen möglicherweise schwieriger gestaltete.

In der „opening phase“ wurde nebenstehende Einladung gestaltet und verteilt.

In dieser wurde kurz dargestellt, mit welchem Thema sich die Masterarbeit beschäftigt und welche Aufgabe auf mögliche Befragte zukommen würde. Außerdem wurde versucht, den Ablauf der Forschung darzustellen, um so deutlich zu machen, dass die Erhebung nicht nur in einem Schritt vollzogen wird. Abschließend wurden meine Kontaktdaten angeführt. Die neutrale Ausformulierung der Aufgabenstellung fiel mir leicht. Dennoch war es wichtig, möglichst viel Neutralität zu schaffen, um die Vorstellungen der Befragten nicht zu beeinflussen.



Abbildung 3 Einladung opening phase

Die Einladung wurde an Personen aus meinem E-Mail-Verteiler versandt, dieser wurde nach den Kriterien „Deutsche Staatsangehörigkeit, in Wien lebend und studierend“ optimiert.

Mit einem Facebook-Posting auf meiner persönlichen Seite verwies ich ebenfalls auf meine Masterarbeit und die benötigte Hilfe. Ich veröffentlichte außerdem weitere Postings in zahlreichen Facebook-Gruppen der Universität Wien. Zudem erstellte ich eine Facebook-Gruppe, in welcher ich mein Vorhaben und die Einladung darstellte. Ich lud alle meine deutschen Bekannten und Freund*innen in diese Gruppe ein und bat sie so um Hilfe.

Das folgende Bild zeigt die von mir erstellte Facebook-Gruppe:



Abbildung 4: Facebook-Gruppe opening phase

Es entstand eine Art Schneeballverfahren, Freund*innen von mir sendeten mir E-Mail-Adressen anderer Freund*innen, welche ich dann in weiteren Schritten kontaktierte. Es erklärten sich immer mehr Menschen bereit, an meiner Masterarbeit teilzunehmen. So meldete sich eine Person über ein Facebook-Posting, welches ich in der Facebook-Publizistik-Gruppe veröffentlicht hatte. Andere reagierten auf meine E-Mail, indem sie diese weiter versendeten, daraufhin meldeten sich ebenfalls Personen, die ich letztlich befragte. Viele meiner deutschen Freund*innen gaben Handynummern von Bekannten an mich weiter, die ich ebenfalls kontaktierte und so zu befragende Personen fand.

Eine von mir befragte Person war, wie bereits erläutert, mir komplett fremd und auch keine*r meiner Bekannten oder Freund*innen kennt diese. Die anderen neun Personen stehen hingegen mit Freund*innen oder Bekannten in Verbindung, einige kannte ich bereits vom Sehen, von anderen hatte ich zumindest einmal gehört.

Kontakt nahm ich mit 34 Personen direkt auf, zwei kamen auf mich zu. Nicht alle Personen reagierten auf meine Einladung, lediglich 15 Personen gaben eine Rückmeldung und erteilten eine Absage. Insgesamt erklärten sich 16 Personen bereit, an der Erhebung teilzunehmen,

sechs von diesen sagten kurzfristig ab. Tatsächlich wurden, wie geplant, zehn Interviews geführt. Wie bereits erwähnt, gestaltete sich vor allem die Rekrutierung von weiblichen Personen als sehr schwierig. So waren weitaus mehr Männer bereit, an der Fotobefragung teilzunehmen, weswegen sechs Männer und fünf Frauen befragt wurden.

Kurz vor vereinbarten Terminen für die Abgabe der Fotografien gaben mir einige Personen bekannt, dass sie nicht mehr an der Befragung teilnehmen wollten, oder meldeten sich nicht mehr zurück. Gründe für die Absage waren sehr vielfältig. Eine Person erklärte, das Thema wäre ihr zu privat. Andere hatten diese Bedenken zwar nicht, allerdings wurde häufig über Zeitmangel gesprochen. Kurzfristige Absagen wurden meist mit Krankheit begründet oder der fehlenden Möglichkeit, das Familienleben zu fotografieren.

Ich vermute, dass vor allem die Erhebung durch die Befragten einen Absagegrund darstellte. Zwar wurde dies so nie explizit gesagt, allerdings wird bei der Methode der Fotobefragung mehr Aktivität der Befragten gefordert als bei anderen Methoden. Die Befragten müssen hierbei zwei Mal aktiv werden, in der „shooting phase“ und im „Fotointerview“. Mitarbeit und Zeit der befragten Personen ist bei dieser Methode stark gefordert. Diesen Aufwand sahen womöglich einige Personen als problematisch an.

Zeigte eine Person Interesse an meinem Vorhaben, schlug ich Termine für die Abgabe der Bilder und das Interview vor. Dies geschah stets mit der Bitte, die Befragten mögen sich den Ort für das Interview selbst aussuchen. Im Rahmen dessen bot ich meine Wohngemeinschaft als möglichen Interviewort immer mit an. So sollte gewährleistet werden, dass ich nicht in die persönlichen Räume der Befragten eindringen wollte, sondern auch meine Räumlichkeiten zur Verfügung stellen würde. Auf dieses Angebot ging allerdings niemand ein.

Für die „shooting phase“ räumte ich den Befragten jeweils ungefähr zwei Wochen Zeit ein. Die Anzahl der Fotografien gab ich nicht vor, erklärte aber, dass mehr als 20 Bilder nicht nötig seien. Von da an erstellten die Befragten ihre Fotografien oder suchten bereits bestehende, um sie mir zu senden. Nach circa einer Woche kontaktierte ich die Befragten, um zu erfahren, ob es Probleme oder Fragen bezüglich der Erhebung gab. In vier Fällen kam es aber schon zuvor zu einer Kontaktaufnahme durch die Befragten selbst. So wurde, wenn eine Kontaktaufnahme stattfand, gefragt, wie die Aufgabenstellung „genau“ sei. In einem solchen Fall wiederholte ich die Aufgabenstellung meist folgendermaßen: „Fotografiere einfach alles, was du mit deinem Familienleben verbindest.“ Weitere Angaben machte ich nicht und erklärte auch, dass ich nicht mehr dazu sagen kann und möchte. Immer wieder wurde ich auch gefragt, ob bestehende Fotos verwendet werden dürften. Hier stimmte ich zu. Die Fotos wurden per Email, WhatsApp oder Facebook zugesandt.

Circa eine Woche später traf ich mich mit den jeweiligen Teilnehmer*innen zu dem „Fotointerview“. Dies stellt den Abschluss der Erhebung dar und ist die vierte Phase. Neun Gespräche fanden in der jeweiligen Wohnung der Befragten statt. Im Falle einer Person musste, auf Grund der Erkrankung des Befragten, das Interview telefonisch durchgeführt werden. Der Mann rief mich zwei Stunden vor dem ausgemachten Termin an und bat um ein telefonisches Interview. Dieses erwies sich als kompliziert, da wir uns genau absprechen mussten, über welches Bild er nun sprach. Grundsätzlich kann aber nicht gesagt werden, dass das Interview anders verlaufen wäre als die anderen neun.

In den anderen Fällen wurden die entwickelten Fotografien ausgebreitet. Bevor ich mit meiner Einstiegsfrage begann, erläuterte ich meinen Gesprächspartner*innen nochmals, wie ich mit dem Thema der Anonymität umgehen würde, hierfür teilte ich den Befragten auch eine Erklärung meinerseits aus, auf welcher ich erklärte, was mit den Daten geschieht und in welcher Form die Masterarbeit und die darin enthaltenen Fotografien veröffentlicht werden (siehe Anhang). Um auch mich persönlich abzusichern, ließ ich die Teilnehmer*innen Einverständniserklärungen unterzeichnen (siehe Anhang).

Die Interviews wurden mit einem Diktiergerät aufgenommen. Die Gespräche begann ich, meist in etwas abgeänderter Form, mit folgender Aufforderung:

„Okay, also erst mal Dankeschön, dass du die Fotos gemacht hast. Und überhaupt mitmachst. Ja, ich hab dich ja gebeten, dass du Fotos machst, was du ähm mit deinem Familienleben verbindest und ich würde dich jetzt einfach bitten, dass du mir erzählst, warum du gerade die Fotos ausgesucht hast und ich mache mir nebenbei Notizen, aber einfach drauf los erzählen.“ (F2: 5. Das Zitat F2 ergibt sich aus der Kodierung der Interviews. „F“ steht für feminin, also eine weibliche Befragte. Die „2“ beschreibt, dass sie die zweite Befragte der Forschung war.)

Daraufhin erzählten mir die Befragten ihre Beweggründe, Gedanken und Gefühle bezüglich der Fotografien.

Obwohl ich die Befragten entweder gar nicht oder lediglich flüchtig kannte, empfand ich die Gespräche als sehr offen und hatte das Gefühl, nach kurzer Zeit eine Vertrauensbasis geschaffen zu haben. Mir wurden viele Geschichten erzählt, die Wahl und Bedeutung der Bilder genau erläutert. Ich vermute, dass die eigene Erhebung, also die Rolle als Expert*in die Befragten ermutigte, offen und frei zu sprechen. Ich hatte das Gefühl, dass die Befragten bereits sehr reflektiert mit dem Thema umgingen und sich über die Bilder einige Gedanken gemacht hatten.

Die finale Phase, die Analyse des Datenmaterials, wird im Kapitel „Datenauswertung“ genau erläutert.

9.2 Die befragten Personen

Die von mir befragten zehn Personen waren zum Zeitpunkt der Erhebung zwischen 20 und 29 Jahre alt. Das Durchschnittsalter lag bei 25 Jahren. Die Studiengänge der Befragten waren sehr unterschiedlich und reichten von Internationaler Betriebswirtschaftslehre über Psychologie hin zu Sport und Chemie. Die befragten Personen lebten bereits unterschiedlich lange in Wien. Eine Person gab zwei Monate an, eine andere sechs Jahre. Im Durchschnitt lebten die Befragten seit circa drei Jahren in Wien. Um die Anonymität der Befragten zu gewährleisten, soll an dieser Stelle nicht näher auf die ehemaligen deutschen Wohnorte eingegangen werden. Die Herkunftsorte der zehn Befragten verteilen sich über ganz Deutschland. Im Schnitt leben diese heute 733 Kilometer von diesem ehemaligen Wohnort entfernt.

Die folgende Tabelle gibt die demographischen Daten wieder, eine detailliertere Tabelle findet sich im Anhang.

Tabelle 1: Demographische Daten der Befragten

Merkmale der Befragten	Demographische Daten	
Geschlecht	Männlich	6
	Weiblich	4
	Keine Angabe	0
Durchschnittliches Alter in Jahren	25 Jahre	
Durchschnittlicher bisheriger Aufenthalt in Wien	37,4 Monate // 3 Jahre	
Durchschnittliche Entfernung in Kilometern vom ehemaligen Wohnort	733 km	
Studiengänge	Internationale Betriebswirtschaftslehre	1
	Publizistik	1
	Soziologie	3
	Psychologie	1

	Staatswissenschaften	1
	Soziale Arbeit	1
	Bildende Kunst	1
	Sport & Chemie	1

9.3 Erhobene und analysierte Daten

Im Dezember endete meine Erhebungsphase. In dieser entstanden insgesamt 86 Fotografien. Diese wurden sowohl eigens für die Forschung produziert (48), bei anderen handelt es sich um bereits bestehende Fotografien (38). Insgesamt unterhielt ich mich mit den Teilnehmer*innen circa 3 Stunden und 43 Minuten, wobei das kürzeste Interview circa 13 Minuten, das längste 35 Minuten dauerte. Somit entstanden 91 Seiten transkribiertes Interviewmaterial (siehe Anhang). Die transkribierten Interviews, sowie alle 86 Fotografien, wurden analysiert und ausgewertet.

Im Anschluss an die Interviews wurden die einzelnen Gespräche reflektiert. Dies wurde schriftlich festgehalten, eine solche Reflexion findet sich im Anhang wieder. Die Datenauswertung wurde ebenfalls von solchen Reflexionen begleitet (siehe Anhang). Außerdem produzierte ich selbst nach der obigen Aufgabe Fotografien und sprach um die Weihnachtszeit 2015 mit meiner Mutter und meinem Stiefvater über die entstandenen Bilder. Dieser Reflexionsprozess findet sich ebenfalls im Anhang wieder, war aber zu keiner Zeit Gegenstand meiner Analysen.

9.4 Die Datenauswertung

Die Datenauswertung dieser Arbeit erfolgte teilweise in Einzelarbeit durch mich, die Forscherin, teilweise gemeinsam mit einer Interpretationsgruppe, die aus Freund*innen und Kolleg*innen bestand. Auf diese konnte aus Zeit- und Organisationsgründen bei sechs Interviews nicht zurückgegriffen werden.

Wie schon in den Kapiteln zur Methodik beschrieben, wurden zwei Auswertungsschritte vollzogen. So wurden zunächst die Bildanalyse nach Bettina Kolb durchgeführt und die Interviews nach dem Kodierverfahren der Grounded Theory ausgewertet. Um die einzelnen Schritte zu visualisieren, wurde nebenstehendes Schaubild erstellt:

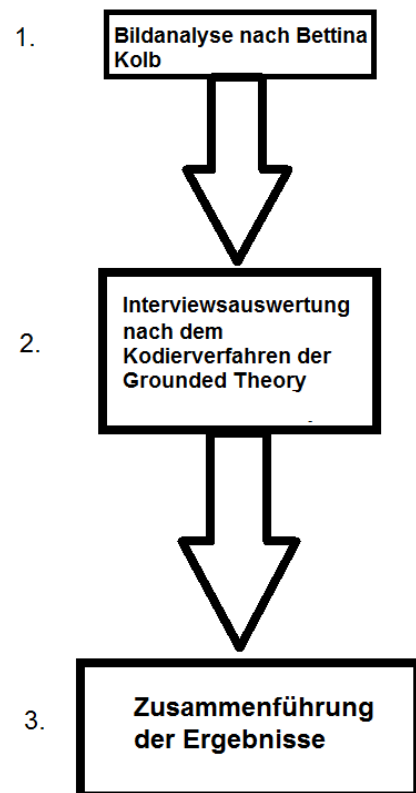


Abbildung 5: Schritte der Datenauswertung

Um die Arbeit transparenter zu gestalten und einen Einblick in die Datenauswertung zu gewährleisten, wird hier eine Beispiel-Bildanalyse dargestellt.

9.4.1 Die Auswertung der Bilder – Eine Beispielanalyse

Schritt 1: Sensibilisierung, Gruppierung und die Identifikation des einzelnen Bildes in der Grundgesamtheit

Als Primärbotschaft wird hier die Kommunikation gesehen. Dargestellt ist ein Festnetztelefon, welches mit der zugehörigen Ladestation beinahe das komplette Bild einnimmt, was als markanter Stilmoment gewertet wird. Die Inszenierungsmachart liegt ebenfalls hierauf, das Telefon ist der Fokus des Bildes. So wirkt dies sehr dominant.

Die Bilder aller Interviewpartner*innen wurden ausgebreitet und betrachtet. Bilder die gleiche / ähnliche Dinge, Situationen zeigen, gehören einer Bildgruppe an. So gehören Bilder mit abgebildeten Mobiltelefonen, Festnetztelefonen, wie es das nebenstehende Bild zeigt, oder Skypegespräche der Gruppe „Kommunikation“ an und bilden somit eine Gruppe.



Abbildung 6: F1 – Festnetztelefon

Schritt 2: Die Beschreibung des manifesten Bildinhaltes

Auf dem Foto ist ein tragbares, rechteckiges Festnetztelefon der Marke Siemens zu sehen. Es befindet sich auf der Ladestation. Auf dem Bild sind keine Kabel zu erkennen, es wird nicht deutlich, ob das Telefon geladen wird, beziehungsweise wie die Ladestation funktioniert. Gibt es einen Akku in ihr, kann man die Verbindung zu einer Steckdose nicht erkennen? Die Farbe des Telefons ist entweder schwarz oder dunkelblau. Die Tastenzahlen und Beschriftungen sind in Weiß gehalten, das Zeichen für den aufgelegten Hörer ist rot, das Zeichen für den nicht-aufgelegten Hörer ist grün. Die Tasten haben verschiedene Größen, mittig des Telefons ist ein Knopf, welcher silbern ist. Das Telefon besitzt ein Display, hier können Datum (28.9.), sowie Uhrzeit (12:29) abgelesen werden. Des Weiteren findet sich das Zeichen für den Akkustand, sowie der Schriftzug „Menü“ rechts unten im Display wieder. Schwer zu erkennen ist, ob auf dem oberen und unteren linken Teil des Displays noch andere Begriffe stehen. Oben am Telefon, mittig, sitzt der Lautsprecher, aus welchem der*die Gesprächspartner*in zu hören ist. Ebenfalls mittig, allerdings unten am Telefon, sitzt das Mikrofon, in welches gesprochen wird.

Es handelt sich jeweils um kleine Schlitze, wobei jene am oberen Teil des Telefons größer und viereckig aufgebaut sind.

Auf der Ladestation sind nur Teile der Beschriftung zu erkennen, da das Telefon diese verdeckt. Sie ist rechteckig, oben links ist der Schriftzug „SIEME“ zu erkennen, rechts vom Telefon, ebenfalls oberhalb, ist „S180“ zu erkennen. Auf dem Bild ist nicht sichtbar, ob das Telefon auf der Ladestation steht oder liegt. Die Ladestation besitzt die gleiche Farbe wie das Telefon.

Beide Geräte besitzen eine glatte Oberfläche, allerdings wird diese beim Telefon durch die Tasten und Knöpfe gestört. Diese sind erhöht. Im Hintergrund sieht man eine Holzfläche, mehr ist im Hintergrund nicht zu erkennen, weswegen nicht deutlich wird, wo die Geräte stehen. Das Telefon ist verstaubt. Auf dem Bild ist nicht das komplette Telefon zu sehen, da der obere Teil etwas abgeschnitten ist.

Auf ikonischer Ebene könnte dieses Telefon ebenfalls Kommunikation symbolisieren.

Schritt 3: Das Foto als ein Ergebnis einer Auswahl von Möglichkeiten

In die Erhebung flossen, wie schon erwähnt, auch bestehende Fotografien ein, weswegen vor allem der Punkt der Kamerahandlung stärker beleuchtet werden musste. Manfred Lueger erklärt hierzu: „Daher ist die Funktionalität im sozialen Zusammenleben ein weites Interpretationsfeld. Zu diesem Aspekt der Bildverwendung gehört die Differenz zwischen natürlichem Bildmaterial und jenen Photos, die im Forschungszusammenhang entweder durch ForscherInnen oder auf Aufforderungen durch die AkteurInnen im Feld hergestellt werden“ (Lueger 2000: 185). Diese Natürlichkeit des Bildmaterials herauszufinden passierte weitestgehend durch die Interviews. Da die Bildanalyse allerdings zunächst ohne die Einschließung des Textes geschieht, wurde versucht,



Abbildung 7: F1 – Festnetztelefon

die Fotografien nach den Kriterien „Selfie“, also ein von sich selbst geschossenes Foto oder „fremderzeugte Fotografie“ einzuteilen, um diesem dritten Schritt der Bildanalyse angemessen

gerecht zu werden. Unter anderem wurde so ein intensiver Blick auf die Kamerahandlung geworfen.

Die folgende Tabelle gibt die Kriterien und die Anzahl der hierzu eingeteilten Fotografien, der Bildgrundgesamtheit, wieder:

Tabelle 2: Kamerahandlung

Kamerahandlung	Anzahl der Fotografien
Selfies	2
Fremderzeugte Bilder	26
Selbstgemachte Bilder	58
Summe	86

Bei dem hier analysierten Bild handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um ein eigens für die Forschung angefertigtes Bild. Da auch bereits bestehende Fotografien in das Datenmaterial einfließen, ist dies schwer zu bestimmen. Das Telefon nimmt die komplette Fotografie ein. Die Fotografin hat den Fokus des Bildes klar auf das Telefon gelegt. Es handelt sich um ein bewusstes, gestelltes Bild. Dabei ist kaum eine Umgebung sichtbar, weswegen es so wirkt, als wäre das Telefon extra positioniert. Es handelt sich um ein Standbild, um eine Inszenierung, und um keine Situationsfotografie.

Das Telefon ist ein toter Gegenstand, es herrscht keine Bewegung im Bild, der Gegenstand wird nicht benutzt.

Dieses Bild als das Ergebnis einer Auswahl von Möglichkeiten interpretiere ich als eine besondere Art der Kommunikation. Man will genau dieses Gerät in den Fokus rücken und tut dies mit dem Foto. Das Telefon ist auf diesem Bild dominant.

Schritt 4: Die Beziehung zwischen der Forscherin und der Fotografie

Im vierten Schritt wird der Fokus auf den*die Forscher*in gelegt. Diese*r muss sich über den eigenen Standpunkt bezüglich der Fotografie bewusst werden. Gefühle und Erfahrungen werden reflektiert, da diese in die Interpretation des Bildes einfließen können (vgl. Kolb 2001: 110). Auf Grund meiner eigenen Verbundenheit mit der Thematik der Arbeit, nahm dies einen sehr großen Platz in der Analyse ein.

Schritt 5: Bild und Text

Das nachstehende Bild zeigt den zugehörigen Interviewausschnitt zum Bild. Mittels verschiedener Farben wurden einzelne Codes markiert und beschriftet. Allerdings wurden diese im Laufe der Analyse immer wieder umbenannt, weswegen die folgenden Code-Namen lediglich als Beispiel zu betrachten sind.

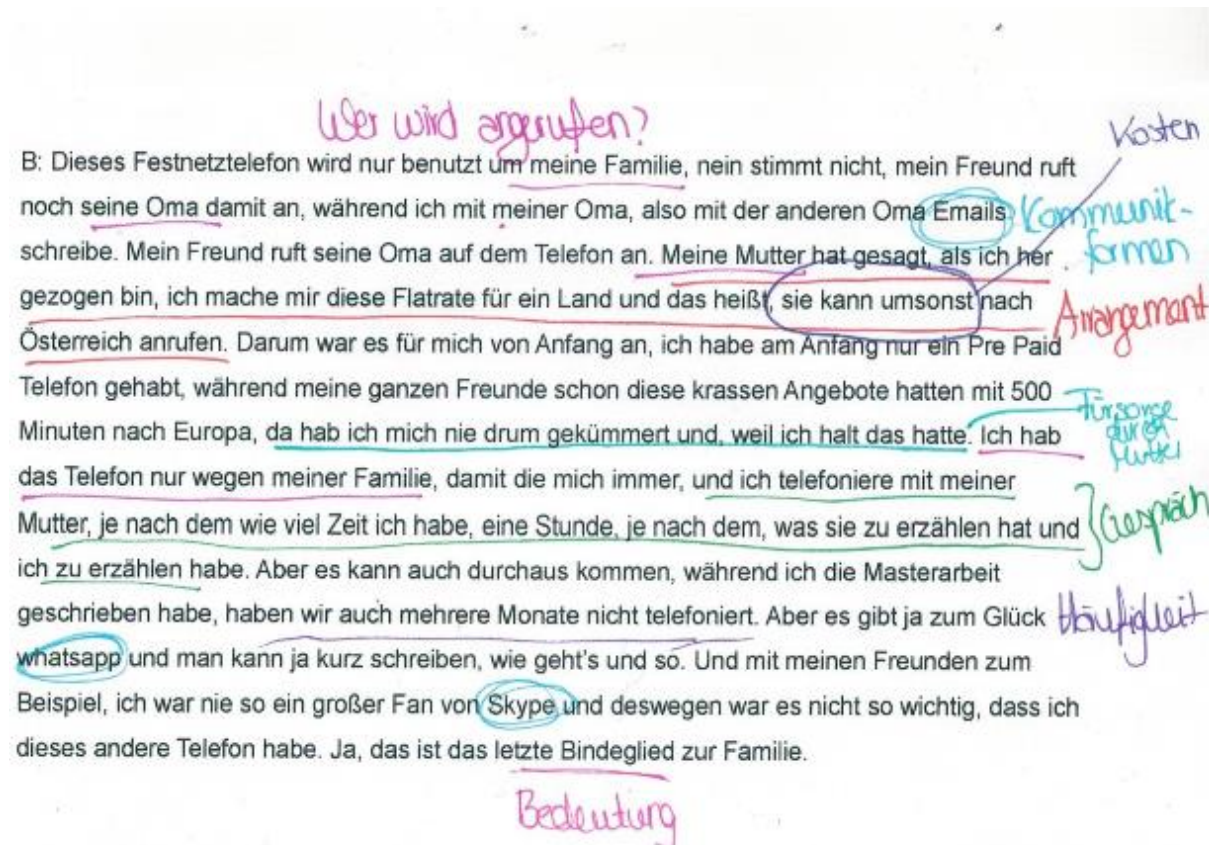


Abbildung 8: Interviewsequenz F1

Im Anhang befindet sich eine Liste mit allen Codes, deren Nummerierungen und Bezeichnungen.

Die Befragte macht im Interview deutlich, welchen Stellenwert das Telefon für sie hat. Wie schon die Bildanalyse zeigt, wird es als etwas Besonderes gewertet, so wird dies nur genutzt, um die Familie anzurufen: „Dieses Festnetztelefon wird nur benutzt um meine Familie, nein stimmt nicht, mein Freund ruft noch seine Oma damit an, während ich mit meiner Oma, also mit der anderen Oma Emails schreibe“ (F1: 136). Weiter wird auch begründet, warum man diesen Gegenstand besitzt: „Meine Mutter hat gesagt, als ich her gezogen bin, ich mache mir diese Flatrate für ein Land und das heißt, sie kann umsonst nach Österreich anrufen“ (F1:

138). Was das Bild alleine nicht zeigen kann ist, wer Gesprächspartner*in ist und wie es genutzt wird. Das Telefon steht stellvertretend für Kommunikation. So spricht die Interviewpartnerin auch andere Kommunikationsformen und -mittel an: *„Aber es gibt ja zum Glück WhatsApp und man kann ja kurz schreiben, wie geht's und so. Und mit meinen Freunden zum Beispiel, ich war nie so ein großer Fan von Skype und deswegen war es nicht so wichtig, dass ich dieses andere Telefon habe“* (F1: 146). Auch die Inhalte oder die Dauer der Gespräche werden in diesem Zusammenhang erläutert, sowie die Bedeutung des Gegenstandes: *„Ja, das ist das letzte Bindeglied zur Familie“* (F1: 148). Mit diesem Satz erhält das Festnetztelefon eine starke emotionale Komponente.

Schritt 6: Die vergleichende Analyse

Für die Bildgruppe Kommunikation/Kommunikationsmittel zeigt sich, dass diese Fotografien alle sehr dominant Kommunikationsmittel oder Kommunikation abbilden. So wird das gesamte Bild ausgefüllt, Hintergründe sind gar nicht oder nur leicht zu erkennen. Ein interessanter Aspekt ist zudem, dass zwei Fotografien ein fast identisches Bild zeigen – es gibt noch ein wei-

teres Bild, welches ein Festnetztelefon zeigt. Dieses wird ebenfalls in den Fokus des Bildes gestellt, ein Hintergrund ist ebenfalls nur leicht zu erkennen. Wo das Festnetztelefon sich befindet, ist nicht zu sehen. Eine Einzigartigkeit des zu analysierenden Bildes ist hier nicht gegeben. Was das Bild von jenen seiner Bildgruppe



Abbildung 9: Bildgruppe Kommunikationsmittel

unterscheidet ist, dass manche Fotos eine Kommunikation direkt abbilden. Also nicht nur Geräte zeigen, sondern Chats oder den Aufbau einer Skypeverbindung. Das zu analysierende Bild zeigt hingegen nur das Gerät, diesem wird eine vorrangige Bedeutung zugewiesen, mit diesem wird Kommunikation gewährleistet, gezeigt wird allerdings nicht die Kommunikation an sich. Grundsätzlich kann über die Bildgruppe Kommunikation/Kommunikationsmittel gesagt werden, dass es sich um eine sehr homogene Gruppe handelt. Kommunikation wird dominant dargestellt, sie füllt das gesamte Bild aus. Unterschiede zeigen sich lediglich in der

Abbildung einzelner Geräte und Konversationen.

9.4.2 Die Auswertung der Interviews

Die Auswertung der Interviews erfolgte mittels des Kodiervorgangs der Grounded Theory. Im vorliegenden Fall folgte ich den Ausführungen von Franz Breuer, wie bereits beschrieben (vgl. ebd 2010: 77).

Nachdem die Interviews transkribiert wurden, wurden die Daten-Texte selektiert und segmentiert. Im Hintergrund dessen stand immer die Frage, welche Teile und Aspekte interessant sowie relevant waren. Im Anschluss wurde der Text rezipiert und verarbeitet. Abstrakte Begriffe und mögliche Sinnvarianten wurden entwickelt. Codes und mögliche Kategorie-Kandidaten wurden benannt und offen kodiert. Daraufhin wurde axial kodiert. Hierbei wurde eine Sortierung und Bündelung der Codes und Kategorien vorgenommen. Schlussendlich wurde das Thema fokussiert und spezifiziert, es erfolgte eine weitere Sortierung und eine Integration der Konzepte. Im Sinne des selektiven Kodierens wurde versucht, ein theoretisches Zentrum zu entwickeln.

9.4.3 Die Zusammenführung der Ergebnisse

Zunächst lagen die Ergebnisse der Bildanalyse vor, wie beispielsweise die Einteilung der Fotografien zu Bildgruppen. Die folgende Tabelle gibt diese wieder.

Tabelle 3: Bildgruppen

Familienähnlichkeiten / nach Gruppen	Anzahl Fotografien
Gruppenfotos	12
Paarfotos	3
Einzelfotos	6
Befragte*r mit einer anderen Person	12
Essen/Nahrung/Kochen	6
Abfotografierte Fotocollagen	5
Natur/Landschaften/Pflanzen	6
Kommunikationsmittel und Kommunikation	11
Transportmittel	3

Sport	2
Feierlichkeiten/festliche Kleidung	3
Musik	3
Spiele	2
Tiere	2
Gemälde (Kunst)	2
Wohnraum	6
Küchen-Utensilien	2
Summe	86

Im Anschluss an die Fotografien wurden die Interviews ausgewertet. Die einzelnen Codes wurden zu Kategorien zusammengefasst, wie die folgende Tabelle zeigt. Hinzugefügt wurden außerdem Zitate, um diesen Schritt transparenter zu gestalten.

Tabelle 4: Codes und Zitate

Kategorie	Code-nummer	Bezeichnung Code	Beispiel-Zitat
Familie	12	Bezeichnung der Familie	„Ja. Meine Mama, mein Papa, meine Schwester, mein Bruder und ich. Das ist halt der kleine Kreis.“ (M6: 71 f.) – Code 12/14
	13	Familienmitglieder	
	14	Was ist Familie	
	87	Zwei Familien	
	3	Freunde als Familie	„Und weil halt, so wie wir drüber gesprochen haben, es voll äh krass ist, seit wir in Wien sind, weil man halt nicht so oft nach Hause kommt wie im Gegensatz zu anderen, die hält näher an zu Hause wohnen und
	105	Neue Familie in Wien	

			<i>halt öfter nach Hause gehen, dass man da halt eher so den Familienkreis in Wien aufbaut, was dann klar Freunde sind, aber doch irgendwie auch so Ersatzfamilie.“ (F4: 20 f.) – Code 3</i>
Kommunikation	6	Kommunikationsmittel	<i>Ja also wir haben ja jeden Sonntag Skype, wo wir alle zusammen skypen. Also auch jetzt gerade wo X gerade in X ist. Äh ist es halt eher so ein Dreierding. Wo wir X, Wien und X vereinbaren. Ähm ja, wir telefonieren halt oft und ja über WhatsApp ist das ja heute auch recht einfach, Familiengruppen, WhatsApp-Chats, ähm mit Mama mal so, und ich glaub wahrscheinlich ja so.“ (F4: 167 f.) – Code 6</i>
	7	Kommunikationsinhalt	
	8	Kommunikationssituation	
	9	Bewusste Gestaltung von Kommunikation	
	41	Familienleben wird über Kommunikation hergestellt	
Materielles	96	Erbstücke	<i>„Und die anderen Fotos, das hat vielleicht ein bisschen mehr so mit Wien zu tun, weil auf dem einen sieht man meinen Nachttisch wo Familienfotos von mir liegen. Das ist halt quasi eine Erinnerung und eine Postkarte die mir</i>
	36	Geschenke	
	39	Fotos der Familie	
	129	Schlüssel	
	95	Erinnerungsstücke	

			<i>meine Eltern mal geschickt haben.“ (M6: 27 f.) – Code 39</i>
Reise nach Deutschland	37	Bezeichnung für den Ort in Deutschland	<i>„Ähm, es hat glaube ich, ich fahre nur ICE wenn ich zu meinen Eltern nach Hause fahre. Und deswegen ist das für mich so, dieses Homecoming-Gefühl so ein bisschen.“ (F3: 37 f.) – Codes 81/4</i>
	81	Homecoming-Gefühl	
	129	Schlüssel	
	72	Freizeitstress	
	4	Familie besuchen	
	15	Herausforderungen bei der Heimreise	
	28	Anzahl der Besuche	
	67	Besuche von Familie	
	80	Transportmittel	
Normatives	44	Normative Vorstellungen	<i>„B: (..) Hm. Na ja momentan ist es fast nicht vorhanden würde ich jetzt mal sagen. I: Was bedeutet fast nicht? B: Na ja bis auf vielleicht einmal die Woche irgendne Zeit zwischen 0 und 30 Minuten ah zum Skypen zum Kontakt haben, aber ich meine wir essen ja nicht gemeinsam oder ahm machen gemeinsam Urlaub oder treffen gemeinsame</i>
	66	Pflichttermine	
	54	Erwartungen innerhalb der Familie	
	20	Wünsche der Eltern	
	30	Wünsche an Eltern / Familie	

			<i>Freunde oder machen Ausflüge oder was weiß ich.“</i> (M4: 123 f.) – Code 44
Familienleben			<i>„Ähm ganz wichtig sind für uns so Spieleabende, weil klar, für unsere vier-köpfige Familie, wo aber trotzdem wenn ich jetzt Freunde da habe, oder mein Bruder Freunde zu Besuch hat, die auch mitspielen müssen.“</i> (F3: 101 f.) – Code 60 <i>„Aber wenn wir es geschafft haben, dann abends essen. Das machen wir immer. Das war auch früher so eine Sache, es war immer ganz klar, abends, auch unter der Woche, wird immer zusammen gegessen. Es wird sich an einen Tisch gesetzt und dann nett geredet und gegessen und danach setzen wir uns meistens noch an den Kamin und erzählen so ein bisschen.“</i> (M5: 113 f.) – Codes 1
	127	Alte Muster	
	60	Aktivitäten	
	61	Urlaube	
	63	Traditionen	
	130	Insider	
	131	Ärgern	
	121	Zwang	
	122	Angespannter	
	123	Weihnachtsessen	
	84	Spielen	
	85	Alltägliche vs. besondere Aktivitäten	
	71	Familienleben ist ähnlich wie früher	
	43	Ausflüge	
	45	Nachtsachen	
	25	Lachen / Spaß	
	26	Geschichten erzählen	
	1	Essen	
	2	Kochen	
	40	Gemeinsamkeiten mit Familienmitgliedern	
	29	Feierlichkeiten / Feiertage / Festlichkeiten	

	10	Über Distanz Momente teilen	
	11	Hilfsmittel für Herstellung von Familie	
	16	Änderungen des Familienlebens	
	17	Wohnen mit der Familie	
	18	Streit / Konflikte	
	23	Sport	
	99	Distanz als Problem	
	120	Distanz ist gut	
	86	Negative Beschreibung des Familienlebens	
	77	Bewertung des Familienlebens	
	73	Wünsche an künftiges Familienleben	
	46	Zukunft des Familienlebens	
	33	Positive Bewertung des Familienlebens	

Die einzelnen Kategorien werden im Ergebnisteil genau vorgestellt und bilden jeweils einzelne Kapitel. Diese unterscheiden sich in ihren Umfängen, hier sei angemerkt, dass dies nicht auf die Relevanz dieser zurückzuführen ist. Oft unterscheiden sich die Sichtweisen oder Ausführungen der Befragten nicht sehr, weshalb eine Betrachtung aus mehreren Blickwinkeln nicht möglich war. Im Sinne des Kodierverfahrens der Grounded Theory wurde außerdem eine Schlüsselkategorie generiert, diese wird ebenfalls dargestellt und erläutert.

10. Ergebnisse

Das folgende Kapitel stellt die Ergebnisse der Forschung dar. Zunächst werden die einzelnen gebildeten Kategorien dargestellt. Um für Transparenz zu sorgen, wurden Interviewausschnitte hinzugefügt. Das Ende des Kapitels bildet die Darstellung der Schlüsselkategorie.

10.1 Familie – Ihr sprecht in Kreisen

Die Frage nach der Herstellung von Familie kann nicht beantwortet werden, ohne zunächst darzustellen, wer zu dieser gehört und was Familie ist.

In den Interviews wird deutlich, dass keine allgemeine Aussage darüber getroffen werden kann, welche Personen zur Familie gehören und welche nicht. Eine klare Außengrenze ist somit nicht zu erkennen. So werden nicht nur Verwandte, wie beispielsweise Eltern, als Familie gesehen, sondern auch Freunde oder Partner*innen: *„Ähm und da ich ja bloß mit meinem Freund zusammen wohne und meine Eltern ja in Deutschland sind, äh koche ich halt auch nur mit meinem Freund oder mit Freunden, die ich so was wie, also als Familie anerkenne oder sehe“* (F2: 15 f.).

Dieses Zitat verdeutlicht außerdem, dass Familie haushaltsübergreifend zu verstehen ist, dieser findet sich auch in den anderen Interviews wieder.

Um die Zugehörigkeit einzelner Personen zur Familie zu verbalisieren, greifen die Befragten auf verschiedene Bezeichnungen zurück. Vor allem der Begriff „Kreis“ ist hier dominant: *„Ja. Meine Mama, mein Papa, meine Schwester, mein Bruder und ich. Das ist halt der kleine Kreis“* (M6: 71 f.).

Bei drei der Befragten wird deutlich, dass die Symbolik des Kreises genutzt wird, um verschiedene Abstufungen und Abgrenzungen innerhalb der Familie vorzunehmen: *„Also wenn man so Kreise zeichnen müsste, dann wäre das so für mich der innere Kreis“* (F1: 166 f.). Einzelne Familienmitglieder gehören demnach in den „inneren“, andere in den „äußeren“ Kreis. Die hier vorgenommene Abgrenzung wird auch durch andere Befragte, allerdings mit anderen Bezeichnungen, vorgenommen: *„Also die Kernfamilie besteht aus meinen Eltern, meiner Oma, und Tante Onkel und meinem Freund.“* (F2: 66 f.); *„Das ist so die Hauptfamilie“* (F2: 67).

Alle Befragten stellen Familie zunächst als großes Ganzes dar, das in sich Abgrenzungen birgt. Deutlich wird dies nicht zuletzt durch die Fotografien der Befragten. Häufig werden zahlreiche Personen gezeigt, oft auch nur zwei oder drei. Anhand einer Fotografie ist schwer zu bestimmen, wie die Befragten Abgrenzungen vornehmen, oder in welchem Verhältnis die Personen zueinander stehen. Dennoch müssen sie eine Bedeutung für das Familienleben der

Befragten haben. Die angesprochenen Verhältnisse konnten somit erst in den Interviews deutlich gemacht werden. Die Fotografien zeigen einzelne Personen, Paarfotos oder auch ganze Menschengruppen, die die Familie abbilden sollen.

Das folgende Bild zeigt die Familie als großes Ganzes. „Wo fange ich an? Ja, riesiges Familienbild, weil darum geht's ja. Familie. Ähm die komplette“ (F4: 13 f.). Hierbei werden die oben angesprochenen Abgrenzungen nicht deutlich gemacht.



Abbildung 10: F4 – Großes Familienfoto

Andere Fotografien, mit beispielsweise nur vier Personen, können für eine Abgrenzung stehen. Im folgenden Fall für den „Inner Circle“ (M5: 203), also „Ja (lacht) Mama, Papa, X und ich“ (M5: 143).



Abbildung 11: M4 – Gruppenfoto Urlaub

Häufig werden auch Fotografien mit einzelnen Personen gezeigt, oder Bilder, die die befragte Person und eine weitere Person zeigen. Hier will ein Befragter eine Person hervorheben und macht dies auch im Interview deutlich: *„Hm, also ich weiß nicht. Das hat sich so vor, weiß nicht, 16 war ich, acht Jahren (lacht), vor sieben Jahren, und ähm da war ich halt auf meinem ersten Festival und meine Schwester war da auch dabei und seit dem hat sich das als immerwährende Konstante erwiesen, dass wir jedes Jahr auf mindestens ein Festival gehen und äh das ist auch so geblieben als ich weg gezogen bin“* (M6: 44 f.).



Abbildung 12: M6 – Schwester Festival

Auffallend ist, dass Eltern und Geschwister stets von den Befragten zu diesem inneren Kreis oder dem Kern der Familie gezählt werden. Weitere Verwandte können Teil dieses Kreises sein, können in einem weiteren Begriff von Familie auftauchen, oder werden gar keinem Kreis oder Begriff zugeordnet:

„Und dann drum herum ähm gibt es noch die Familie von meinem Freund, der Freund von meiner Schwester, so ein paar Cousinen und Cousins, obwohl ich da nicht alle dazu zählen würde, mein Uroma und dann würde aber in diesem Kreis auch schon die, würden schon die zwei Jungs die auf dem Foto drauf sind mit drin sein, meine zwei besten Freundinnen die in Berlin sind, noch eine gute Freundin von mir, die jetzt auch wieder nach Deutschland gegangen sind und dann drum herum sind Freunde und die Verwandten, die ich nicht in den Kreis reinzählen würde“ (F1: 167 f.).

Dieses Zitat zeigt außerdem, dass auch Freund*innen nicht unbedingt zur Familie gezählt werden müssen.

Drei der Befragten leben mit ihren Partner*innen gemeinsam in Wien und zählen diese ebenfalls zu ihrer Familie:

„Dann dachte ich, nein, eigentlich kann ich auch fotografieren, was ich gerade an Familie hier habe und mein Freund ist natürlich hier jetzt meine Familie und wir sind auch schon lang genug zusammen, so dass es sich nicht komisch anfühlt zu sagen, das ist jetzt meine Familie“ (F1: 68 f.).

Deutlich wird hier nochmals, dass keine klaren Abgrenzungen von Familie zu erkennen sind. Ein weiterer Aspekt kommt dennoch deutlich in allen Interviews hervor: Die Familie als großes Ganzes birgt, wie bereits dargestellt, Abgrenzungen in sich. Eine Abgrenzung besteht auch hinsichtlich der Orte, wo Familie zu finden ist:

„Und weil halt, so wie wir drüber gesprochen haben, es voll äh krass ist, seit wir in Wien sind, weil man halt nicht so oft nach Hause kommt wie im Gegensatz zu anderen, die hält näher an zu Hause wohnen und halt öfter nach Hause gehen, dass man da halt eher so den Familienkreis in Wien aufbaut, was dann klar Freunde sind, aber doch irgendwie auch so Ersatzfamilie“ (F4: 20 f.).

Das Zitat einer Befragten macht diesen Aspekt sehr deutlich. Demnach besitzt sie eine Familie in Deutschland und einen Familienkreis in Wien. Andere Befragte gehen auf diese örtliche Abgrenzung ebenfalls ein und sprechen in diesem Zusammenhang von „*Zweitfamilie*“ (vgl. M4: 232), „*Freundesfamilie*“ (F3: 191) oder „*Ersatzfamilie*“ (F4: 21). Die Abgrenzung besteht rein in einer örtlichen Komponente. So gibt es Personen, die ebenfalls in Wien leben und somit zu einem Familienteil gezählt werden, und Personen, die in Deutschland leben und einen weiteren Familienteil bilden. Deutlich wird dies, wenn eine Befragte sagt: „*Also so die Wienfamilie*“ (F4: 20). Bei den befragten Personen kann verallgemeinernd gesagt werden, dass der Familienteil in Wien aus Freund*innen und Partner*innen besteht, die Familie in Deutschland hingegen auch Verwandte einbeziehen kann.

Das folgende Schaubild soll diese getroffene, örtliche Abgrenzung nochmals verdeutlichen.



Abbildung 13: Schaubild Familie als großes Ganzes

Wirft man einen Blick auf die Frage, was Familie ist, zeigt sich, dass auch hier differenziert wird. So wird die Familie in Deutschland von allen Befragten gleichermaßen oder ähnlich definiert.

„Was für mich Familie ist. (..) Also gut angefangen von dem genetischen und das in etwas hineingeboren werden“ (F3: 204 f.).

„Ah Familie ist für mich ah so ein älteres Wort über halt die Leute mit denen man gemeinsam aufwächst und mit denen sozusagen eine genetische Verbindung gibt, wenn ich das so spontan antworte. Und die halt einem auch dadurch sehr nahe stehen“ (M4: 152 f.).

„Du kannst dir deine Familie nicht aussuchen so in der Art“ (M2: 28).

Das „Hineingeboren“ werden und „nicht aussuchen können“ sind hier zentrale Begriffe. Dem gegenüber stehen jedoch Teile der Familie, die man sich sehr wohl aussuchen kann.

„Ich brauche, also klar, Familie ist Familie, die habe ich mir nicht ausgesucht, ich kann mir dann auf eine andere Art und Weise eine Familie suchen, wo ich mich geborgen und aufgehoben fühle“ (M1: 112 f.).

Auf den Fotografien werden die genannten Abgrenzungen nicht sichtbar. Familie scheint mit Nähe zu tun zu haben. So stehen abgebildete Personen beispielsweise nah zusammen, küssen sich oder halten sich in den Armen. Die Gefühle, die die Befragten mit Familie verbinden, werden in den Interviews deutlich:

„(.) Hm ein Kreis von Menschen (..), denen man hilft, wo man sich wohl fühlt, wo man sich geborgen fühlt, die dich verstehen in einer gewissen Art und Weise und was ich ganz wichtig finde. Oder der Punkt, das habe ich für mich fest gemacht, die Menschen wo ich denke, okay ich will dass die für mich da sind, dass die mir zuhören, sondern auch, dass es mir komplett egal ist, wie es mir geht, dass ich trotzdem für die Personen da sein will. Das ist für mich der Punkt, also nicht nur zu erwarten, okay die Leute sind für mich da, sondern dass es auch für mich gar kein Problem ist, okay, ich bin in jeder Situation für diese Person da. Das ist für mich Familie. Vorbehaltlos auffangen und auffangen lassen von anderen Menschen“ (F1: 176 f.).

Vor allem Geborgenheit, Unterstützung, Wertschätzung und Liebe sind die Gefühle, die am häufigsten mit Familie in Verbindung gebracht werden und von allen Befragten genannt werden.

„Wenn ich es nur persönlich machen würde, glaube ich, würde ich sagen, glaube ich, Familie ist für mich ganz viel Wissen, ganz viel Liebe, ganz viel Offenheit für Neues. Hm (...) irgendwie so die Vermittlung, alles wird gut. Und ja das ist so“ (F3: 251).

„Was was immer sein wird ist das Gefühl, dass ich weiß, egal was ist, das ist für mich Familie, egal was ist, dass du jederzeit auf die Leute in deiner Familie, auf deine Eltern, zählen kannst. Egal was ist, dass die immer zu dir stehen, wenn du Probleme hast, wenn es dir schlecht geht, die sind immer da und haben immer ein offenes Ohr. Und äh, aber die sind auch dafür da, dich so ein bisschen zu lenken und dir zu sagen, okay das finden wir gut, das finden wir nicht gut und ich muss auch sagen, wenn mir jetzt irgendein fremder Mensch, oder Leute die ich nicht gut kenne, mich kritisieren, dann ist mir das scheiß egal“ (M5: 151).

Einer der wichtigsten Punkte bei der Beschreibung, was eine Familie ist, ist der Aspekt des persönlichen Verhaltens. So wird immer wieder aufgeworfen, dass man sich in seiner Familie so verhalten kann, wie man ist.

„Mit Familie ist es so etwas, einerseits, alle kennen dich, du musst dich nicht besonders verhalten oder irgendwelche Erwartungen erfüllen, jeder weiß wie du drauf bist und wenn du schlecht drauf bist, dann ist das auch okay, weil bei den anderen ist es auch so“ (M2: 68).

Anzumerken ist hier, dass keine*r der Befragten angibt, wie man ist, oder das angesprochene Verhalten näher ausführt als oben beschrieben. Ein Befragter gibt an, dass er sich in seiner Familie in Deutschland, also jener Familie, mit welcher er verwandt ist, nicht so verhalten kann, wie er ist.

„Und dann teilweise auch irgendwas wie ich mich gerne verhalten würde, wenn ich dort bin oder was ich halt einfach nicht mache, weil ich halt irgendwie eine Rolle verkörpere von der ich glaube, dass meine Eltern wollen, dass ich die habe“ (M1: 13 f.).

Dem gegenüber stellt er allerdings die Familie in Wien, bei welcher er so sein kann, wie er ist und sich anvertrauen kann (vgl. M1: 163 f.). Der Befragte stellt eine Ausnahme dar, macht allerdings deutlich, dass der Punkt des „Sich verhalten, wie man ist“ für die Vorstellung, was eine Familie ist, enorm wichtig ist. Findet man dies in einer Familie nicht, so sucht man sich Personen, bei denen man dieses Bedürfnis erfüllen kann; im vorliegenden Fall eben bei der Familie in Wien.

Es zeigt sich, dass die Befragten ähnliche Bilder von Familie zeichnen. Verwandte sind ebenso Teil dieser, wie Freund*innen. Die Befragten unterscheiden zwar zwischen einer Familie in Wien und einer Familie in Deutschland, allerdings treffen die Gefühle und Vorstellungen, die mit Familie verbunden werden, auf beide zu. Somit wird deutlich, dass Familie als ein großes Ganzes betrachtet wird, das sich innerhalb allerdings nach den Orten aufspalten lässt und dahingehend andere Personen meint. So ist die Familie in Deutschland geprägt von Verwandtschaft, also von genetischen Komponenten, und Freund*innen. Die Familie in Wien hingegen

beinhaltet hingegen meist nur Freund*innen, die als Familie verstanden werden. Auch im Folgenden wird die Familie zwar als großes Ganzes verstanden, dennoch wird unterschieden in „Familie in Wien“ und „Familie in Deutschland“.

An dieser Stelle ist es wichtig, auf die bestehende Distanz zwischen den Befragten und der Familie in Deutschland einzugehen. Grundsätzlich wird diese als positiv eingeschätzt: *„Ich würde jetzt auch nicht sagen, ich wollte zurück nach Hause ziehen. Ähm. Ich glaub, dass es viel besser ist, wenn man nicht immer auf, in einem Haus hockt. Ja“* (F1: 191).

„Da wir uns (...). Da wir uns nicht so oft sehen, weil ich weit weg wohn und wenn ich da bin, dann ist es besser. Weil wir uns einfach besser verstehen und es verbunden ist mit Weihnachten oder so Sachen wo eh alle, wenn es gut läuft besser drauf sind. Es sind dann alle besser gelaunt wenn wir uns nicht so oft sehen grundsätzlich und ich dann mal wieder daheim bin. Also es ist schon besser“ (M2: 123 f.).

Obwohl die Distanz positiv eingeschätzt wird, birgt diese auch Probleme in sich und es gilt diese zu überwinden und somit die Entfernung nach Deutschland zu überbrücken.

„Also es ist wirklich schon bewusster, damit wir die wenige Zeit, die wir durch die Distanz halt irgendwie überbrücken müssen gestalten wir dann halt auch so ein bisschen effektiver würde ich sagen“ (F2: 45 f.). *„Aber es wird halt bestmöglich irgendwie ausgelebt und durch verschiedene Hilfsmittel irgendwie dann auch zustande gebracht, dass wir ein bis zwei Mal die Woche das Familienleben auch haben“* (ebd: 50 f.).

Das vorangehende Zitat kann als eines der wichtigsten dieser Arbeit verstanden werden. Die Befragte macht hier sehr deutlich, dass eine Familie in ihrem Leben vorhanden ist. Um diese aber herzustellen, muss wiederum ein gemeinsames Leben, ein Familienleben, hergestellt werden, dass seinerseits eben die Familie konstruiert. Hier wird konkret der Familienteil angesprochen, der in Deutschland lebt. Zwischen Wien und dem Wohnort der Eltern liegen mehrere hundert Kilometer. Das erschwert ein gemeinsames Familienleben, dennoch ist es möglich, auch über Distanz dieses herzustellen und somit Familie. Das wohl meist verwendete Mittel zur Herstellung ist die elektronische Kommunikation.

10.2 Kommunikation – Die letzte Verbindung

Liegt eine gewisse Distanz zwischen den Befragten und ihrer Familie, wird als Hauptmaßnahme zur Herstellung eines Familienlebens elektronische Kommunikation genutzt: „Irgendwie, ich hab mein aller erstes Bild und wo du dein Thema gemeint hattest, so ein bisschen erzählt hattest, war mein Gedanke, okay, wie kommuniziere ich denn mit meiner Familie?“ (M4: 30 f.).

Dabei ist es egal, ob sich andere Familienmitglieder in Deutschland oder in Wien aufhalten. Solange man nicht am selben Ort und physisch präsent ist, wird elektronische Kommunikation genutzt, um dennoch verbunden zu sein.

Die enorme Bedeutung von Kommunikation spiegelt sich auch in den Fotografien der Befragten wieder. So werden Kommunikationsmittel oder Ausschnitte von WhatsApp-Unterhaltungen sehr fokussiert fotografiert. Festnetztelefone füllen beispielsweise ganze Fotos aus, ein Hintergrund ist kaum zu erkennen. Man räumt den Kommunikationsmitteln einen dominanten Platz in den Fotos ein und stellt so ihre Bedeutung für das Familienleben heraus.



Abbildung 14: F3 – Festnetztelefon

Im Folgenden wird der Begriff Kommunikation genutzt, dieser meint allerdings nicht eine face-to-face-Kommunikation, sondern die elektronische Kommunikation, die auch mit Hilfe der Fotografien versucht wird zu zeigen.

Papa

schreibt ...

Für die Kommunikation mit Familie wird auf mehrere Kommunikationsmittel zurückgegriffen, egal mit wem kommuniziert wird. Neben SMS und WhatsApp werden auch Anrufe genannt (vgl. F1: 136 f.). Auffallend ist jedoch, dass bei der Kommunikation mit der Familie, die in Deutschland lebt,

Mama

schreibt ...

Abbildung 15: M1 – Mama / Papa schreibt

auf weitere Kommunikationsmittel zurückgegriffen wird. Skype und Facetime werden zur Videotelefonie genutzt, so kommen die Befragten einem face-to-face-Gespräch nahe. Aber auch Postkarten werden nach Deutschland versendet, wenige Befragte schreiben Briefe (vgl. u.a. F1: 136 f.). Besonders hervorgehoben wird von drei Befragten das Festnetztelefon, welches sie in Wien besitzen und das alleine für die Kommunikation nach Deutschland gedacht ist und sonst auch nicht genutzt wird.

„Mein Festnetztelefon halte ich für ein archäologisches oder archaisches Produkt. Oder sehr altes Konstrukt. Kein Mensch, glaube ich besitzt heute noch Festnetztelefone. Ich telefoniere mit, also ich würde dieses Telefon nie nehmen um raus zu telefonieren. Also ich glaube das geht auch gar nicht. Aber es klingelt glaube ich auch nur sonntags abends, wenn meine Eltern mich anrufen“ (F3: 28 f.).

Die Befragte beschreibt hier die Exklusivität des Festnetztelefons für die Eltern und den Anruf nach Deutschland. Sie nutzt ganz bewusst eine „besondere“ Art des Kommunikationsmittels und streicht dies auch im Interview heraus, wenn von „archäologisches oder archaisches Produkt“ gesprochen wird.

Die Kommunikation mit der Familie in Wien ist für die Befragten Mittel zum Zweck. So werden zwar Textnachrichten genutzt, um Interesse am Anderen auszudrücken, allerdings geht es hier um einen kurzen Austausch und meist nur darum, sich für ein Treffen zu verabreden und dann einen face-to-face-Kontakt herzustellen (vgl. M1: 163).

Hiervon unterscheidet sich die Kommunikation zur Familie in Deutschland. *„I: Wenn du in Wien bist und du denkst, gut, ich hab da eine Familie in Deutschland und wie stellst du dann ein Familienleben her, über die Distanz?“*

B: Ja also wir haben ja jeden Sonntag Skype, wo wir alle zusammen skypen. Also auch jetzt gerade wo X gerade in X ist. Äh ist es halt eher so ein Dreierding. Wo wir X, Wien und X vereinbaren. Ähm ja, wir telefonieren halt oft und ja über WhatsApp ist das ja heute auch recht einfach, Familiengruppen, WhatsApp-Chats, ähm mit Mama mal so, und ich glaub wahrscheinlich ja so“ (F4: 167 f.).

Das Zitat einer Befragten zeigt, dass hier eine sehr bewusste Inszenierung der Kommunikation vollzogen wird. Man kommuniziert, um sich auszutauschen und greift hierfür auch auf Skype zurück. Dabei gibt es nicht nur bei dieser Befragten festgelegte Termine, an denen gesprochen wird. Die meisten Befragten sprechen von festen Terminen. Es wird eine Art Ritual geschaffen (vgl. F4: 170; F3: 35). Die Befragten beschreiben auch die bewusste Gestaltung der direkten Kommunikation, so wird deutlich gemacht, dass nicht oberflächliche oder banale Themen die Gespräche bestimmen:

„Aber so ein Gespräch kommt lediglich bei Skype zustande. Wo man sich wirklich austauschen kann und nicht nur klärt, keine Ahnung, Mama wann brauchst du meine Studienbestätigung, sondern vielleicht auch mal ein ernsthaftes Gespräch führen kann. Wie geht's dir, was passiert bei dir, was geht in der Liebe, keine Ahnung“ (M6: 63 f.; vgl. 32 f.).

Viele Befragte gestalten die Situation der Kommunikation noch bewusster, indem sie beispielsweise mit dem*der Gesprächspartner*in einen Kaffee trinken: *„Es ist halt auch lustig, jeder, also zum Beispiel meine Mutter holt sich einen Kaffee, ich hol mir einen Kaffee und dann hocken wir uns halt hin und machen das halt wirklich bewusst“ (F2: 42 f.).*

Die Befragten beschreiben intensive Gespräche, die mit besonderen Technologien gestaltet werden. Die Kommunikation mit der Familie in Deutschland wird als eine der wenigen Möglichkeiten betrachtet, mit welcher man ein Familienleben und damit Familie herstellen kann, weswegen man diese sehr exklusiv handhabt. Die Kommunikation mit der Familie in Wien wird nur genutzt, um sich zu verabreden, um sich dann tatsächlich physisch nahe zu sein. Ist dies nicht geboten, wie im Fall der deutschen Familie, erhalten Kommunikationsmittel eine tiefgehende Bedeutung. Dieser Aspekt wird unterstrichen, wenn ein Befragter Kommunikation als Definitionskriterium für Familie nutzt.

„Und wenn ich Familie meine, mein ich quasi halt Mama, Papa, Bruder und Schwester. Und ähm das sind auch die mit denen ich kommuniziere. Heute ist es Kommunikation, früher war das natürlich anders, als man sich jeden Tag gesehen hat. Jetzt ist es Kommunikation und Rückhalt“ (M6: 112 f.).

Eine der Befragten unterstreicht die Bedeutung ihres Festnetztelefons für die Herstellung von Familie folgendermaßen: *„Und mit meinen Freunden zum Beispiel, ich war nie so ein großer Fan von Skype und deswegen war es nicht so wichtig, dass ich dieses andere Telefon habe. Ja, das ist das letzte Bindeglied zur Familie“* (F1: 147 f.).

10.3 Materielles – Transnationale Objekte

Auf den Fotografien der Befragten finden sich häufig materielle Dinge unterschiedlichster Art wieder. Diese nehmen stets einen großen Raum im Foto ein, auf ihnen liegt der Fokus der Bilder.

Die Bedeutung dieser für die Befragten wird erst in den Interviews deutlich. So kann es sich bei den abgebildeten Gegenständen um Geschenke handeln, die man von der Familie erhalten hat, wie beispielsweise Küchengeräte im nebenstehenden Bild: *„Das habe ich fotografiert, das ist meine Kaffeemaschine und mein Sodamaxx. Das erste was mir meine Eltern gekauft haben als ich, nicht gekauft aber geschenkt, geschenkt haben als ich ausgezogen bin“* (F2: 21 f.).



Abbildung 16: F3 – Küchen-Utensilien

Die gezeigten Objekte stammen von den Eltern der Befragten und wurden von Deutschland mit nach Wien gebracht, man kann in diesen Fällen also von transnationalen Objekten sprechen. Sie erfüllen nicht nur ihren Nutzen als Gerät, beispielsweise die Herstellung von Kaffee, sondern sind auch eine Art Verbindung. Sie wurden mitgenommen. Gegenstände können auch ein Stück des Lebens in Deutschland verkörpern, wie folgendes Zitat zeigt.

„Und das ist ein Ableger von einem Zitronenbäumchen, also ich weiß nicht ob das Zitronen- also es riecht so ein bisschen zitronig. Ein Ableger von einer Pflanze, die bei meiner Oma immer stand. Also meine Mutter hat, als meine Oma gestorben ist, die zu sich genommen, hat ganz viele Ableger gemacht und die sind überall“ (F2: 35 f.).

Hier erinnert ein Zitronenbäumchen an die verstorbene Großmutter und das Haus der Eltern, wo andere Ableger der Pflanze „überall“ stehen. Hier wird eine Gemeinsamkeit zwischen den Wohnorten Deutschland und Wien hergestellt, in dem man an beiden Orten dieselben Pflanzen findet.

Häufig finden sich abfotografierte Fotocollagen in den Bildern der Befragten wieder. Diese zeigen die Familie und sind ebenfalls in Wien vorhanden: „Und die anderen Fotos, das hat vielleicht ein bisschen mehr so mit Wien zu tun, weil auf dem einen sieht man meinen Nachttisch wo Familienfotos von mir liegen. Das ist halt quasi eine Erinnerung und eine Postkarte die mir meine Eltern mal geschickt haben“ (M6: 27 f.).

Der Befragte spricht hier an, dass die Fotografien seiner Familie eine Erinnerung an diese seien, oder an gemeinsame, vergangene Aktivitäten. Die Familie, die Personen, die nicht vor Ort sind, werden somit sichtbar gemacht. Der Aspekt des Erinnerns wird bei einem Befragten besonders deutlich, wenn dieser sagt:

„und ich stelle natürlich Familie her indem ich von ihr erzähle oder Kinderfotos von ihr geschickt bekomme und mich freue wenn ich die sehe“ (M1: 152 f.).



Abbildung 17: M6 – Fotocollage

Durch die Erzählungen von der Familie und die zugeschickten Kinderfotos denkt man an die Familie und erinnert sich an diese. Interessant ist an diesem Zitat außerdem, dass der Befragte konkret auf den Aspekt des Herstellens von Familie eingeht. Ihm ist bewusst, dass etwas Aktives geschehen muss, in diesem Fall das Erzählen oder Sehen von Fotos, damit Familie vorhanden ist. Für den Befragten scheint Familie nichts zu sein, was einfach da ist. Er stellt sie her.

Versucht man an dieser Stelle eine Differenz in der Herstellung von Familie bezüglich der Orte Wien und Deutschland zu erkennen, wird deutlich, dass der Familienteil, welcher in Wien vorhanden ist, lediglich über Fotografien materiell dargestellt und so hergestellt wird. Keine*r der Befragten verbindet andere Gegenstände mit diesem Teil der Familie. Die materielle Herstellung sorgt dafür, dass die Befragten sich an Familie erinnern oder an sie denken, sie wird am Wohnort in Wien sichtbar. Die Befragten holen sich ein Stück Familie in die eigenen vier Wände, egal wie weit entfernt die Familie ist.

10.4 Reise nach Deutschland – Ein Homecoming-Gefühl

Die Herstellung von Familie funktioniert für die Befragten mit jenem Teil der Familie, der sich in Deutschland befindet, hauptsächlich über elektronische Kommunikationsmittel. Allerdings ist für alle Befragten sehr zentral und selbstverständlich eine physische Präsenz herzustellen. Primär wird diese durch die Reise der Befragten nach Deutschland gewährleistet.

Es handelt sich bei der Reise der Befragten um einen Prozess, der durchlaufen wird. Sie wechseln von einer in die andere Lebenswelt und haben dadurch die Möglichkeit, Familie mit dem deutschen Teil anders herzustellen. Somit ändert sich die Herstellung von Familie mit diesem Teil mit der Ankunft in Deutschland. Die Wichtigkeit der Reise nach Deutschland für Familie unterstreicht folgendes Zitat.

„Aber ich lebe Familie eigentlich eher, wenn ich dort bin. Also das überwiegend. Also hier in Wien bin ich eigentlich nicht in dieses Familienleben eingebunden, was ich mir aber auch erarbeitet habe irgendwie so ein Stück weit. Es gibt Momente, wo ich mir das hier auch aufbaue ein Stück weit das Familienleben, indem ich an meine Mama denke oder mit ihr telefoniere, aber es ist eher dass ich das lebe wenn ich dort bin“ (M1: 153 f.).

Der Befragte sagt hier sehr deutlich, dass Familie eher gelebt wird, wenn er vor Ort ist. Damit wird der Wechsel zwischen den beiden Lebenswelten deutlich.

Schon alleine der Entschluss zur Reise und die Reise selbst stellt Familie her, die Befragten ändern bewusst den Ort, um eine physische Präsenz herzustellen und ihrer Familie in Deutschland nahe zu sein.

Im Zusammenhang mit der Heimreise nutzen die Befragten verschiedene Bezeichnungen, um den Wohnort der Eltern, der das Ziel aller Befragten in Deutschland ist, zu benennen. Somit wird dieser als „zu Hause“ (vgl. u.a. M1: 233), „Heimat“ (vgl. u.a. M4: 47), „Herkunft“ (vgl. u.a. M1: 84), „Daheim“ (vgl. u.a. M2: 16) oder „Elternhaus“ (vgl. u.a. M2: 97) bezeichnet. Der Wohnort Wien erhält allerdings keine gesonderte Bezeichnung.

Ein Foto, welches im Zusammenhang mit der Heimreise gezeigt wird, stellt einen Schlüssel dar. Dessen Bedeutung wird schon durch die Art des Fotos deutlich. So ist dieser sehr dominant im Bild und füllt dieses komplett aus. Der Befragte, der dieses Bild erstellt hat, erklärt hierzu:

„Und ja genau, das ist quasi. Ich habe noch den Schlüssel von zu Hause und das finde ich auch cool.

Und (.) also quasi bin ich eh immer willkommen zu Hause und deshalb habe ich das fotografiert“ (M3: 145 f.).

Der Befragte hat einen Schlüssel zum Haus/zur Wohnung seiner Familie, es ist ihm somit möglich, jederzeit den Wohnraum dieser zu betreten. Der Auszug aus dem Elternhaus hat dies nicht geändert. Er ist weiterhin Teil jenes Kreises, der immer Zugang zum Haus/zur Wohnung hat.

Stellvertretend für die Heimreise stehen auch Bilder von Transportmitteln, wie das nebenstehende Foto eines ICE. Das obige Bild zeigt das Fahrzeug, rückt es allerdings nicht in den Fokus des Bildes, da dieses sehr viel Hintergrund beinhaltet. Man erkennt die Schienen, den Bahnsteig und ein Hochhaus links hinten im Bild. Das zugehörige Interview zeigt, dass es auch nicht der ICE ist, der im Vordergrund des Bildes steht, sondern viel mehr die Bedeutung, die das gesamte Bild für die Befragte hat.



Abbildung 18: M3 - Hausschlüssel



Abbildung 19: F3 – ICE

„Ähm, es hat glaube ich, ich fahre nur ICE wenn ich zu meinen Eltern nach Hause fahre. Und deswegen ist das für mich so, dieses Homecoming-Gefühl so ein bisschen“ (F3: 37 f.).

Es geht somit nicht primär um die Heimreise, sondern um das Gefühl, nach Hause zu fahren.

Auffallend ist, dass die Befragten häufiger nach Deutschland reisen, als die Familie nach Wien zu Besuch kommt (vgl. u.a. M3: 321). Gründe für dieses Ungleichgewicht werden nicht genannt, allerdings wird im Interview einer Befragten sehr deutlich, dass dies belastend wirkt.

„Aber ich fände es schöner, wenn sie öfter kommen könnten. Das wär schon toll. Weil ich mit meinen begrenzten studierenden Mitteln, ich kann nicht so oft hinfahren, oder hinfliegen oder so was und das ist auch mit so viel Stress verbunden. Weil von hier zum Flughafen zu kommen ist schon mal stressig, dann muss ich immer nach X und von X nach Hause sind es zweieinhalb Stunden mit dem Zug und da bin ich halt immer“ (F2: 372 f.).

Was die Befragte hier ebenfalls anspricht, wird auch von allen anderen Befragten genannt, nämlich die Herausforderungen, die mit der Reise nach Deutschland verbunden sind. Genannt werden beispielsweise Terminprobleme, Lernphasen oder hohe Preise.

Die Gründe für die Reisen nach Deutschland sind unterschiedlich, dennoch gibt es Termine, an denen alle Befragten zu ihrer Familie reisen. Die Weihnachtsfeiertage gehören hier beispielsweise dazu (vgl. u.a. F3: 79). Aber auch für Geburtstage von Familienmitgliedern oder Feierlichkeiten wie einer Konfirmation macht man sich auf die Reise (vgl. u.a. M6: 87).

Die Heimreise bedeutet für die Befragten nicht nur ein Mittel zur Herstellung von physischer Nähe und Anwesenheit, sondern kann als Brücke zwischen den zwei Lebenswelten Wien und Deutschland begriffen werden.

10.5 Normatives – Wie es sich gehört

Wenn die Befragten über Familienleben sprechen, werden immer wieder normative Vorstellungen über dieses wiedergegeben.

„B: (..) Hm. Na ja momentan ist es fast nicht vorhanden würde ich jetzt mal sagen.

I: Was bedeutet fast nicht?

B: Na ja bis auf vielleicht einmal die Woche irgendeine Zeit zwischen 0 und 30 Minuten ah zum Skypen zum Kontakt haben, aber ich meine wir essen ja nicht gemeinsam oder ahm machen gemeinsam Urlaub oder treffen gemeinsame Freunde oder machen Ausflüge oder was weiß ich“ (M2: 119 f.).

Werden diese normativen Vorstellungen nicht erfüllt, sprechen die Befragten dies an und benennen dies als fehlendes Familienleben.

Aber nicht nur Aktivitäten die „typisch“ sind werden angesprochen, auch Fürsorge hält ein Befragter für selbstverständlich.

„Also ich (.) wenn wenn sie halt mal schreibt sie muss jetzt ins Krankenhaus, weil sie an der Schulter operiert wird, das ist schon schlimm, aber es ist jetzt nicht so krass mitnimmt, wie es mich mitnehmen sollte oder wie es sich rein gesellschaftlich gesehen gehört. Oder meiner Meinung nach gehört“ (M1: 93 f.).

Es gehört sich so, auch wenn der Befragte selbst dem nicht gerecht wird, so ist er sich doch über die normative Erwartung bewusst.

Es scheint Regeln zu geben, die Familie und deren Herstellung bestimmen. Dies sind nicht nur Gefühle oder Care-Leistungen, sondern auch Termine, an denen die Anwesenheit der Befragten erwartet wird. Weihnachten ist ein solcher Termin: *„Und ähm, bei welcher, also Weihnachten komme ich auf jeden Fall, das steht außen vor“ (M6: 86).*

Vor allem Weihnachten kann als Tradition betrachtet werden, die wahrgenommen werden muss, sie trägt ihrerseits zur Herstellung von Familie bei.

Alle Befragten scheinen klare Vorstellungen und Wissen über Familienleben zu haben, sie scheinen zu wissen, was von ihnen erwartet wird und welche „Regeln“ befolgt werden müssen, damit ein Familienleben bestehen kann. In Fotografien wird dies allerdings nicht ausgedrückt, sondern kommt erst in den Gesprächen zum Vorschein.

10.6 Physische Anwesenheit – Die Zeit ausnutzen

Familie wird durch Familienleben hergestellt, dieses muss von den Familienmitgliedern wiederum hergestellt werden. Familienleben kann, wenn sich die Familie nicht am selben Ort befindet, über Kommunikation und materielle Dinge hergestellt werden. Im Folgenden soll aber der Fokus auf das Familienleben gelegt werden, wenn die Befragten physisch am selben Ort sind. Es macht hierbei keinen Unterschied, ob der Familienteil jener in Deutschland oder in Wien ist, mit dem die Befragten zusammen sind. Die gemeinsamen Aktivitäten unterscheiden sich nicht.

Die Herstellung von Familie durch ein Familienleben muss nicht zwangsläufig mit der gesamten Familie geschehen. So erzählen die Befragten von Aktivitäten, die sie nur mit einem Familienmitglied durchführen. So spielt beispielsweise ein Befragter mit einer Schwester immer dasselbe Computerspiel: *„Auch die Schwester, das ist ein Computerspiel, ich hab ab und zu mit ihr Computer gespielt, also Swing haben wir immer gespielt und das haben wir dauernd gespielt“* (M3: 99 f.).

Sogenannte „Nachtsachen“, es wird davon ausgegangen, dass hiermit Partys gemeint sind, werden ebenfalls nicht mit der gesamten Familie gemacht, auch hier werden wieder einzelne Familienmitglieder angesprochen, mit welchen man unterwegs ist (vgl. M2: 140). Ein Großteil der abgebildeten und angesprochenen Aktivitäten wird allerdings mit vielen oder allen Familienmitgliedern durchgeführt und geschieht selten lediglich zu zweit. Häufig angesprochene Aktivitäten sind außerdem Sport, wie Wandern oder Tischtennis (vgl. u.a. F2: 259 f.). Aber auch das Spielen von Brettspielen wird als Gruppenaktivität genannt: *„Ähm ganz wichtig sind für uns so Spieleabende, weil klar, für unsere vier-köpfige Familie, wo aber trotzdem wenn ich jetzt Freunde da habe, oder mein Bruder Freunde zu Besuch hat, die auch mitspielen müssen“* (F3: 101 f.).

Die Fotografien der Befragten stehen meist stellvertretend für Aktivitäten. Das nebenstehende Bild zeigt vier Personen, die, wie der Hintergrund es vermuten lässt, in einem Sportstadion sind. Drei der Personen tragen Trikots der deutschen Fußballnationalmannschaft. Auch im Interview wird diese Aktivität des gemeinsamen Fußball-Sehens unterstrichen.



Abbildung 20: F4 – Fußballspiel

„Halt so, ich weiß nicht wie ich das erklären soll ähm (...). Halt irgendwie ist das für mich auch so ein wichtiger Punkt, dass die Leute mit mir ins Stadion gehen und mit mir Fußball schauen gehen und so die Runde“ (F4: 41 f.).

Es zeigt sich, dass sich die Familienleben zumindest in den gemeinsamen Aktivitäten nicht unterscheiden. Ausflüge und Urlaube werden sowohl mit der Familie in Wien, als auch jener in Deutschland unternommen (vgl. u.a. F4: 121 f.). Ausflüge wie gemeinsames Wandern oder Strandbesuche können ebenfalls mit beiden Familien stattfinden.

Vor allem alltägliche Aktivitäten, wie Kochen oder gemeinsames Essen, werden von den Befragten nicht nur abgebildet, sondern auch in den Interviews genannt.

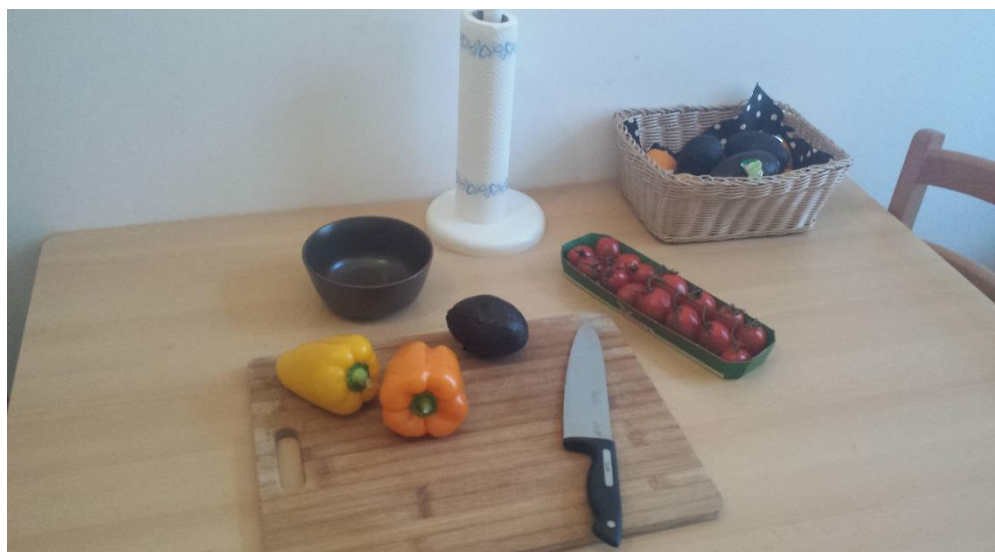


Abbildung 21: F2 – Gemüse

Die Fotografien zeigen so einzelne Lebensmittel oder Gerichte. Das gemeinsame Kochen und Essen wird von allen Befragten angesprochen. Es kann von einer Konstante gesprochen werden, die sich auch nach dem Auszug aus dem Elternhaus hält. Sobald man wieder zurück ist, wird wieder gemeinsam gegessen und gekocht.

„War unter der Woche nie zu Hause, nur am Wochenende und sonst haben wir mit meiner Mutter jeden Tag zu Mittag gegessen, beziehungsweise gefrühstückt, wenn wir zur Schule mussten“ (M6: 129 f.).

Es zeigt sich, dass es feste Zeiten gibt, an denen gemeinsam gegessen wird. Meist handelt es sich um das gemeinsame Abendessen, dass auch bei einem Besuch zusammen eingenommen wird.

„Aber wenn wir es geschafft haben, dann abends essen. Das machen wir immer. Das war auch früher so eine Sache, es war immer ganz klar, abends, auch unter der Woche, wird immer zusammen gegessen. Es wird sich an einen Tisch gesetzt und dann nett geredet und gegessen und danach setzen wir uns meistens noch an den Kamin und erzählen so ein bisschen“ (M5: 113 f.).

Das gemeinsame Essen und Kochen ist auch eine Aktivität die mit der Familie in Wien durchgeführt wird: *„Und äh so andere Aktivitäten halt dieses mit X und X. Dass wir uns einmal die Woche versuchen zu treffen und dann zusammen kochen“ (F4: 126 f.).*

Die Bedeutung, die gemeinsames Essen und Kochen für das Familienleben haben, wird mit folgendem Zitat verdeutlicht.

„Ja das war einfach so ne, ja das gehört eigentlich schon zum Kochen dazu und dadurch, dass an Weihnachten konnte ich nicht mit meiner Mutter zusammenbacken, wie wir es sonst gemacht haben, und dann hab ich, für meine Mutter beziehungsweise für meine Eltern gebacken und hab ihnen dadurch das Foto geschickt“ (F2: 48).

Die Befragte versucht diese gemeinsame Aktivität über die Distanz zu erhalten, indem man Fotos der Kekse bäckt und diese an die Eltern verschickt. Ein anderer Befragter greift diesen Aspekt nochmals auf und verdeutlicht somit, dass der Aspekt des Essens und der Nahrung über die Distanz erhalten wird:

„Und dann habe ich Kochbücher fotografiert, weil erstens meine Mutter die mir geschenkt hat und zweitens ist das glaube ich so das Hauptgesprächsthema, was wir so gemeinsam haben, weil ja wenn man, keine Ahnung über banales redet, ich sag mal, nicht administratives klären muss, dann ähm keine Ahnung reden wir gerne über kochen, oder sie gibt mir irgendwelche Rezepte, oder ich frage sie nach Rezepten von ihr. Und sie sagt mir wie ich das machen muss und lacht mich aus, wenn ich es falsch mache“ (M6: 32 f.).

Einzelne Lebensmittel werden, wie schon erwähnt, ebenfalls abgebildet. So räumen die Befragten ihnen eine spezielle Bedeutung für die Herstellung von Familie ein. So erinnern diese nicht nur an „zu Hause“: *„Die (Produktname), ist etwas, was ich nur von meiner Mama kenne und die gibt es auch hier so, ich hab sie zumindest noch nie in Wien entdeckt. Ähm so etwas, was ich zu Hause klaue, wenn ich zu Hause bei meinen Eltern bin. Linsensuppe war etwas was wir, was meine Mama immer für mich gekocht hat, wenn es mir irgendwie nicht gut ging oder irgendetwas hatte, dann war das mein Tröster-Lieblingessen“* (F3: 39f.).

Hier nehmen die Linsen und die daraus entstehende Mahlzeit eine Fürsorge-Funktion ein. Somit kann das gemeinsame Essen als eine Care-Leistung verstanden werden.



Abbildung 22: F3 - Linsen

Wie bereits in dem Kapitel „Heimreise nach Deutschland“ erwähnt, reisen die Befragten nach Deutschland, um mit ihrer Familie dort Feierlichkeiten zu erleben. An dieser Stelle muss erwähnt werden, dass Feste und ähnliches auch in Wien gefeiert werden. Hier sollen allerdings

Feste in Deutschland angesprochen werden, die das Familienleben dort beeinflussen. Weihnachten kann als das Großereignis der deutschen Studierenden gesehen werden. Denn hierfür reisen alle Befragten nach Deutschland und verbringen die Feiertage mit ihren Familien (vgl. u.a. M2: 48 f.). Die Bedeutung von Feierlichkeiten für das Fa-



Abbildung 23: M6 - Abiball

milienleben stellen die Befragten in Fotografien dar, auf denen die abgebildeten Personen, wie im folgenden Bild, feierlich gekleidet sind, also Abendkleider oder Anzüge tragen. Für Feste und Feiern kommt die Familie zusammen. Hier ergibt sich außerdem die Möglichkeit, die Familie als großes Ganzes zu sehen.

„Also das ist, der Anlass ist da gar nicht so konkret wichtig, also es ist im Prinzip egal, ob das eine Hochzeit oder eine Firmung ist, oder eine Taufe oder ein Geburtstag oder so, der groß gefeiert wird. Es geht einfach nicht, dass man auf alle Familienfeste kommt, weil es einfach zu teuer ist und die Reise dafür zu lange ist. Aber man sucht sich halt die raus, wo man Zeit hat und wo es passt. Gut, wenn jetzt zum Beispiel, meine Eltern haben jetzt 50. und 60. Geburtstag zusammen gefeiert, das war natürlich eine riesen Feier, da bin ich natürlich auch hingekommen. Aber eigentlich ist das nicht relevant, welches Fest das ist, sondern nur, dass man schaut, dass man auf dem ein oder anderen erscheint. Und alle nochmal wieder sieht“ (M6: 87 f.).

Dieses Zitat zeigt zunächst, dass man „alle“ nochmal wiedersieht. Also nicht nur einen kleinen Kreis der Familie, sondern noch weitere Personen. Außerdem wird hier verwiesen, dass die Art Festlichkeit nicht im Vordergrund für die Reise nach Deutschland steht.

Die Beschreibung des Familienlebens bezieht sich allerdings nicht nur auf gemeinsame Aktivitäten. Alle Befragten nennen zwischenmenschliche Aspekte, um dieses näher darzustellen. So sprechen die Befragten häufig über Spaß, den man in der Familie hat.

„Also ich hoffe so, wie ich es selbst genossen hab. Mit (.) Vertrauen und viel gemeinsamer Zeit und viel Spaß. Also es war nie ein Zwang für mich, etwas mit meiner Familie zu machen, sondern ich fand es immer cool so und ich hoffe dass das dann genauso ist“ (M6: 181 f.).

Wichtig für das Familienleben sind auch sogenannte „Insider“, die sich zwischen allen oder nur Teilen der Familie wiederholen und auch heute noch bestehen: *„wir uns jedes Jahr zu Weihnachten oder Geburtstag 3-Fragezeichen-Folgen uns anhören und immer wenn wir uns treffen, tun wir uns Zitate an den Kopf werfen (lachen). Also das ist quasi ein sehr verbindendes Element, 3-Fragezeichen würde ich sagen“ (M3: 14 f.).*

Gemeinsame Gespräche, beispielsweise über Politik, und Geschichten von früher sind ebenfalls konstituierende Elemente des Familienlebens (vgl. u.a. F3: 104). Ein Punkt, der lediglich in Bezug auf die Familie in Deutschland angesprochen wird, sind Konflikte und Streitereien. Zunächst wird hier das gegenseitige Ärgern angesprochen, was allerdings nicht als Konflikt betrachtet wird, sondern als Spaß: *„Ich hab eine Zeit lang immer Konfetti in meiner Schwester ihrem Zimmer verteilt. Also immer mit dem Locher Konfetti gemacht und dann im Zimmer verteilt. Um sie zu ärgern. Das weiß ich auch noch relativ intensiv. Das war schön (lachen). Ich musst es dann immer aufsaugen, weil meine Schwester das relativ nervig fand (lachen)“ (M3: 77 f.).*

Aber auch Streit wird als Teil des Familienlebens genannt, der sich seit dem Auszug der Studierenden allerdings verringert hat: *„Und dann so nach drei, vier, fünf, sechs Tagen fängt es schon so an, dass wir uns glaube ich, alle dran gewöhnt haben, dass man halt nicht mehr beisammen lebt und dann kommen halt die ersten Streitereien auf“* (M4: 141 f.).

„Ich würde schon sagen, dass sich das krass verändert hat. Gerade die Beziehung zu meiner Schwester. Weil wir früher echt uns mega viel gestritten haben und nicht so gut miteinander klar kamen. Aber seit wir auseinander sind und nicht mehr so aufeinander hocken und beieinander wohnen, klappt das viel besser“ (M5: 72 f.).

Konflikte scheinen zum Familienleben dazuzugehören, haben sich aber durch die bestehende Distanz verringert.

Als wichtigste Beschreibung des Familienlebens gilt in jedem Fall, die gemeinsame Zeit auszunutzen und sie mit gemeinsamen Aktivitäten zu füllen (vgl. u.a. F2: 411 f.).

Die Befragten sprechen in den Interviews immer wieder Konstanten und Traditionen an. Diese können, wie schon erwähnt, gemeinsames Essen sein, oder sich auf das wöchentliche Sonntagsfrühstück, aber auch jährliche Winterurlaube beziehen, die das Familienleben prägen. Ein Befragter unterstreicht die Bedeutung dieser Traditionen für das Familienleben und die Familie folgendermaßen: *„und ich meine Konstanten sind letzten Endes das einzige was es zusammenhalten kann, weil wenn man keine Traditionen schafft, dann verliert man sich aus den Augen. Und deswegen ist das eine die uns zusammenhält“* (M6: 50 f.).

Interessant hierbei ist, dass sich diese „Traditionen“ nicht erst mit dem Auszug der Befragten etabliert haben, sie bestehen schon zuvor und werden weitergeführt. Der Auszug, das mobil Sein einer Person, scheint hieran nichts geändert zu haben.

Rückt man die zeitliche Komponente der Familienleben in den Gesichtspunkt, so zeigt sich, dass die Befragten erzählen, dass sich dieses in Deutschland nicht, oder nur wenig geändert hat: *„Wenn ich jetzt vor Ort zu Hause bin, weil ich merke, dann verfällt man wieder so in die alten Muster“* (M5: 102 f.).

Das älter Werden oder die vergangene Zeit spielen keine große Rolle. Lediglich dem Ort schreiben die Befragten eine Bedeutung zu: *„Ich denke meine Familie lebt immer noch so. Ich lebe auch immer noch so wie damals in X. Es hat sich vom vom Leben her nicht viel geändert. Nur die Distanz einfach“* (F2: 146 f.).

„Ähm ja irgendwie ist es dann entspannter wenn man sich wieder sieht, als vorher als ich zu Hause gewohnt habe. Aber dass sich jetzt großartig etwas geändert hat als ich nach Wien gezogen bin. Ähm (..) würde ich nicht sagen“ (M2: 98 f.).

„I: Und wenn du jetzt nach Hause kommst, wie ist jetzt dein Familienleben? B: Hm eigentlich relativ ähnlich, nur dass man halt bemüht ist, sich wirklich mehr zu sehen“ (M6: 137 f.).

Das Zitat verdeutlicht, dass Familienleben möglich ist, auch wenn eine Person nicht anwesend ist. Kommt diese nach Deutschland, wird sie in das dortige, bestehende Familienleben integriert. Zentrales Kriterium ist also der Ort. Je nachdem, wo man sich befindet, gestaltet sich das Familienleben anders.

10.7 Die Herstellung von Familie ist ortsabhängig – Die Schlüsselkategorie

Im Sinne der Grounded Theory wurden die oben genannten und erläuterten Kategorien zu einer Schlüsselkategorie zusammengefasst. Diese erhielt die Bezeichnung „Die Herstellung von Familie ist ortsabhängig“.

Auffallend ist, dass die Befragten Familie als ein großes Ganzes betrachten, innerhalb dessen nehmen sie allerdings Abgrenzungen vor. Eine solche ist die Unterscheidung zwischen der Familie in Deutschland und jener Familie in Österreich.

Familie und ein Familienleben werden über Kommunikation hergestellt. Befindet man sich selbst in Wien, so gewährleisten elektronische Kommunikationsmittel ein Familienleben zum Familienteil in Deutschland. Es werden bewusste Gespräche geführt, die Gesprächssituationen inszeniert und auch Rituale gefunden, wie beispielsweise ein fester Termin für Telefonate. Die Befragten greifen häufig auf Kommunikationsmittel wie Skype oder iMessage zurück, die Videotelefonie ermöglichen, um so die Gesprächspartner sehen zu können und eine Art face-to-face-Gespräch herzustellen. Kommunikation gewährleistet auf diese Weise ein virtuelles Familienleben. Die Kommunikation mit dem Familienteil in Wien wird hingegen meistens dazu genutzt, sich zu verabreden oder nur kurz auszutauschen. Eine Care-Funktion oder gar Rituale lassen sich hier nicht erkennen. Kommunikation ist hier ein Mittel, um im Weiteren eine physische Präsenz herzustellen, die nach einem kurzen Zeitraum dann auch zustande kommt. Sie ist Mittel zum Zweck.

Objekte, also Materielles, das von Deutschland mit nach Österreich gebracht wurde, findet auf den Fotografien der Befragten ebenfalls Platz. Es kann sich hierbei um den Hausschlüssel zum Haus der Eltern handeln, oder beispielsweise ein Zitronenbäumchen, dessen Ableger auch im Elternhaus zu finden sind. Häufig zeigen die Befragten Bilder von abfotografierten Fotos, auf welchen die Familie zu sehen ist. Durch diese materiellen Dinge wird Familie in den eigenen vier Wänden sichtbar gemacht und damit wiederum hergestellt.

In den Gesprächen mit den Befragten wird deutlich, dass Kommunikation über die Distanz nach Deutschland nicht ausreichend ist. Ganz selbstverständlich wird die Reise nach Deutschland von den Befragten thematisiert. Man nimmt beschwerliche Wege auf sich, um der Familie dort nahe zu sein. Mit diesem Ortswechsel wechseln die Befragten vor allem aber ihre Lebenswelten. Dies kann als Prozess verstanden werden, denn mit der Ankunft am Wohnort der Eltern, den alle Befragten als Ziel nennen, ändert sich auch die Herstellung von Familie.

Auf Grund der physischen Präsenz ist man nun nicht mehr auf Kommunikationsmittel angewiesen, sondern kann am alltäglichen Familienleben teilnehmen. Grundsätzlich zeigt sich für

das Familienleben, also die physische Anwesenheit bei der Familie, dass es hier keine Unterschiede bezüglich der Familienteile in Deutschland und Wien gibt. Es werden Aktivitäten inszeniert, wie gemeinsame Stadionbesuche oder sonstige Ausflüge. Vor allem aber alltägliche Aktivitäten wie Kochen oder Essen geraten in den Fokus der Befragten. So sprechen diese über gemeinsames Kochen mit der Familie in Deutschland, aber auch in Wien.

Es zeigt sich, dass es für die Befragten einen Unterschied macht, wo sie sind. In Wien unternimmt man Aktivitäten mit dem Teil der Familie, der ebenfalls in Wien lebt. In Deutschland führt man dieselben Aktivitäten mit jenem Teil der Familie durch, der in Deutschland lebt. Das Familienleben und die Herstellung von Familie sind nicht abhängig von den Personen, vielmehr der Ort ist ausschlaggebend. So sprechen einzelne Befragte auch davon, dass sich das Familienleben nicht geändert habe, lediglich die Distanz. Kommen sie nach Deutschland, ist alles wie beim Alten. Je nach dem, wo die Befragten sich befinden, müssen sie Familie anders herstellen. So verläuft die Herstellung mit der Familie in Deutschland, befindet man sich selbst in Wien, hauptsächlich über Kommunikationsmittel wie das Smartphone, ist man in Deutschland, tun sich andere Möglichkeiten auf, da eine physische Nähe möglich ist. Die Befragten fügen sich in das Familienleben ein, welches die ganze Zeit besteht.

Das folgende Schaubild soll die einzelnen Kategorien und die Schlüsselkategorie graphisch verdeutlichen.



Abbildung 24: Schaubild Kategorien & Schlüsselkategorie

11. Zusammenfassung

„Deutschenschwemme“, „NC-Flüchtlinge“ – Begriffe, die schon durch die Medien gingen. Ob sie eine wissenschaftliche Relevanz besitzen, ist nicht festzustellen (vgl. u.a. www.zeit.de). Auffallend ist jedoch, dass Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft die größte Einwanderungsgruppe Österreichs darstellen. 176.517 Menschen aus Deutschland leben hier, vor allem Studierende reisen nach Österreich (vgl. u.a. Bevölkerung am 1.1.2015 und 1.1.2016: www.statistik.at). Quantitativ ist diese Bevölkerungsgruppe erfasst. Was bisher fehlte, sind qualitative Studien.

In der Soziologie wird das Phänomen der mobilen Familie immer häufiger beleuchtet und beforscht und gilt als eine besondere Herausforderung für die Herstellung von Familie (vgl. u.a. Schier 2009, Schneider 2014).

Ziel dieser Arbeit war es zum einen, die deutschen Bewohner*innen Österreichs zu beleuchten. Da vor allem Studierende in den Fokus der Medien fallen, wurden diese beforscht. Die meisten dieser leben in Wien, weshalb hier eine weitere Eingrenzung vorgenommen wurde (vgl. www.suasprod.noc-science.at). Die Arbeit soll auch einen Beitrag zur aktuellen Forschung der mobilen Familie darstellen, da diese Studierende, deren Mobilität und die Auswirkungen dieser auf die Familie weitestgehend außer Acht lässt. Bearbeitet wurde daher die Forschungsfrage: „Wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her?“.

Mit Hilfe der Fotobefragung nach Bettina Kolb, wurde versucht, diese Frage zu beantworten. Befragt wurden zehn Personen, vier Frauen und sechs Männer, die zwischen 20 und 29 Jahren alt waren. Während der Erhebungsphase der Fotobefragung erstellten die Befragten eigenständig Fotografien, die anschließend in narrativen Interviews besprochen wurden. Analysiert wurden, mit Hilfe der Bildanalyse nach Bettina Kolb, 86 Fotografien. Die Auswertung der Interviews erfolgte mit Hilfe des Kodiervorgangs der Grounded Theory.

Die Ergebnisse zeigen, dass sich Familie für alle Befragten als ein Netzwerk ohne Außengrenze gestaltet. So wird Familie als etwas großes Ganzes verstanden, das in sich abgegrenzt ist. Im Falle der Befragten wird unterschieden in einen deutschen Teil der Familie, der in Deutschland lebt, und einen Wiener Teil, der in Wien lebt und welcher sich nicht durch biologische Verwandtschaft definiert.

Die Herstellung von Familie erfolgt zunächst über elektronische Kommunikationsmittel wie Smartphones oder Computer. Genutzt werden Textnachrichten oder Videotelefonate per Skype. Kommunikation hilft nicht nur Kontakt zu halten, sie gewährleistet ein virtuelles Familienleben, welches seinerseits Familie herstellt.

Die Sichtbarmachung von Familie geschieht durch Materielles wie Fotografien, die die Familie zeigen, oder beispielsweise Küchengeräte, die eine Befragte von den Eltern geschenkt bekommen hat. Die Befragten holen sich auf diese Weise die Familie in die eigenen vier Wände, auch wenn diese an einem anderen Ort ist.

Wie schon Michaela Schier (vgl. Schier 2009) darstellt, reichen elektronische Kommunikation und Gegenstände zur Sichtbarmachung nicht aus. So sprechen die Befragten von der Reise nach Deutschland. Die physische Präsenz wird als etwas Unabdingbares verstanden.

Nicht zuletzt wird ein Familienleben und damit Familie über verschiedenste Aktivitäten hergestellt. Die Befragten sprechen hier von inszenierten, wie Ausflügen, aber vor allem von alltäglichen Aktivitäten wie gemeinsamem Essen oder Kochen.

Die generierte Schlüsselkategorie lautet „Die Herstellung von Familie ist ortsabhängig“. Sie ergibt sich durch mehrere Komponenten. Zum einen treffen die Befragten selbst die Abgrenzung zwischen einer Familie in Wien und einer Familie in Deutschland. Auch die Kommunikation unterscheidet sich nach dem Ort, an welchem man sich befindet. Sind die Befragten beispielsweise in Wien, wird die Kommunikation mit der Familie in Deutschland genutzt, um intensive Gespräche zu führen, die Gesprächssituationen werden bewusst inszeniert und es entstehen sogar Rituale, wie feste Termine für Telefonate. Die Kommunikation mit den Familienmitgliedern, die sich in Wien befinden, ist dagegen nur Mittel zum Zweck, man verabredet sich, um sich dann zu einem nahen Zeitpunkt physisch nahe zu sein. Liegt eine größere Distanz zwischen Befragten und Familie, ist die elektronische Kommunikation das Mittel, um ein virtuelles Familienleben herzustellen.

Grundsätzlich lässt sich kein Unterschied in den Familienleben der Befragten feststellen, wenn diese vor Ort sind. Mit der Familie in Deutschland und jener in Wien führen die Befragten gleiche Aktivitäten durch. Was sich unterscheidet, ist lediglich der Ort, an welchem dies stattfindet. Abhängig ist das Familienleben nicht von Zeit oder Personen. Mit dem Ortswechsel ändert sich das Familienleben der Befragten dahingehend, wie kommuniziert wird und welche Aktivitäten durchgeführt werden können.

Die deutschen Studierenden, die in Wien leben, haben zwei relevante Lebenswelten. Dies spricht gegen die Darstellungen von Schier und anderen, die davon ausgehen, dass eine mobile Person einen Fixpunkt besitzt, wo die gesamte Familie lebt und wohin sie immer wieder zurückkehren (vgl. u.a. Schier 2009). Es gibt eine Familie, die allerdings auf zwei Orte aufgeteilt ist. Im Leben der Befragten gibt es somit nicht nur eine Distanz zu einer Familie, die überwunden werden muss. Ist man nämlich bei der Familie in Deutschland, muss die Familie in Österreich hergestellt werden.

Schneider und andere legen bei der Betrachtung der mobilen Familie ihren Fokus auf Eltern, die meist zirkulär mobil sind (vgl. u.a. Schneider 2014). Studierende fallen, wie gezeigt werden konnte, nicht in dieses Raster. Die Herstellung von Familie kann im vorliegenden Falle der Studierenden nicht nur in eine Richtung, nach Deutschland, gedacht werden.

An dieser Stelle lohnt es sich außerdem zu fragen, weshalb die Studierenden weitaus mobiler sind als beispielsweise ihre Eltern, die in Deutschland leben. So geben alle Befragten an, häufiger nach Deutschland zu ihrer dortigen Familie zu reisen, als selbst Besuch in Österreich zu empfangen. Es scheint, als würde auch hier die zweite, später hinzugekommene, Lebenswelt der Befragten vernachlässigt.

Fraglich bleibt auch, ob die Erkenntnisse dieser Arbeit auch auf Personen übertragbar sind, die nicht studieren oder ob auch die Herkunft ein besonderes Kriterium ist. In jedem Fall lohnt es sich, die Einwanderungsgruppe der Deutschen in Österreich näher zu beleuchten.

12. Literaturverzeichnis

Audehm, Kathrin; Zirfas, Jörg 2001: Die Familie als performative Gesellschaft. In: Schuhmacher-Chilla, Doris; Liebau, Eckart; Wulf, Christoph (Hrsg.) 2001: Pädagogische Institutionen, Weinheim: Deutscher Studienverlag, S. 107-125.

Baier, Dirk; Tully, Claus J. 2006: Mobiler Alltag. Mobilität zwischen Option und Zwang. Vom Zusammenspiel biographischer Motive und sozialer Vorgaben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Baldassar, Loretta 2016: De-demonizing distance in mobile family lives: co-presence, care circulation and polymedia as vibrant matter. In: Global Networks 2016, 16, Heft 2: S. 145–163.

Bevölkerung am 1.1.2015 und 1.1.2016 nach detaillierter Staatsangehörigkeit und Bundesland, online verfügbar: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/index.html, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

Breuer, Franz 2010: Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Brooks, Rachel; Waters, Johanna 2010: Social networks and educational mobility: the experiences of UK students. In: Globalisation, Societies and Education, 8, Heft 1: S. 143–157.

Cicognani, Elvira; Menezes, Isabel; Nata, Gil 2011: University Students' Sense of Belonging to the Home Town: The Role of Residential Mobility. In: Social Indicators Research 2011, Heft 104: S. 33–45.

Cipriani, Roberto; Del Re, Emanuela C. 2012: Imagination and society: the role of visual sociology. In: Cognitive Processing 2012, 13, Heft 2: S. 455–463.

Collier, John Jr.; Malcolm Collier 1991: Visual anthropology: Photography as a research method, Albuquerque: University of New Mexico Press.

De France, Claudine 1982: Cinéma et anthropologie, Paris: Éditions de la Maison des Sciences de l'Homme.

Deutschenschwemme (o.V.), online verfügbar: <https://de.wikipedia.org/wiki/Deutschenschwemme>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

EHEA Ministerial Conference 2012: Mobilität für besseres Lernen Mobilitätsstrategie 2020 für den Europäischen Hochschulraum, online verfügbar: https://www.bmbf.de/files/Mobilitaetsstrategie_Bukarest_2012.pdf, zuletzt abgerufen: 13.4.2016.

Finch, Janet 2007: Displaying Families. In: Sociology 2007, 1, Heft 1: S. 65–81.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred 2003: Das qualitative Interview: Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme, Stuttgart: UTG GmbH.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred 2007: Film-, Bild-, Artefaktenanalyse. In: Straub, Jürgen; Weidemann, Arne; Weidemann, Doris 2007: Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz, S. 429–437, Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.

Giddens, Anthony 1988: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt am Main/NY: Campus Verlag.

Harper, Douglas 1987: Working Knowledge, Skill and Community in a Small Shop, Chicago: The University of Chicago Press.

Heinemann, Manfred; Krametz, Marian 2008: Mobilität und Studium. In: Bildung und Erziehung 2008, 61, Heft 4: S. 377–386.

Henckel, Elisalex 2014: Wenn der Piefke fremdelt, frotzelt der Ösi. www.welt.de, online verfügbar: <http://www.welt.de/vermischtes/article127333155/Wenn-der-Piefke-fremdelt-frotzelt-der-Oesi.html>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

Heublein, Ulrich; Kercher, Jan; Orlik, Vanessa; Chehab, Nabila 2016: Wissenschaft weltoffen kompakt. Daten und Fakten zur Internationalität von Studium und Forschung in Deutschland. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag. Online verfügbar: http://www.wissenschaftweltoffen.de/kompakt/ww2016_kompakt_de.pdf.

Hill, Paul B.; Kopp, Johannes 2013: Familiensoziologie. Grundlagen und theoretische Perspektiven, 5. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.

Hilti, Nicola 2013: Lebenswelten multilokal Wohnender, Wiesbaden: Springer VS. Zitiert nach: Schier, Michaela 2013: Räumliche Entgrenzungen - Multilokales Familienleben: Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: Wagner, Ulrike (Hrsg.): Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?!, S. 39–55, München: kopaed.

Hofer, Sebastian 2013: Blühende Bekanntschaften: Warum Deutsche Österreich lebenswerter machen. www.profil.at, online verfügbar: <http://www.profil.at/home/bluehende-bekanntschaften-warum-deutsche-oesterreich-363910>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

Humbracht, Michael 2015: Reimagining Transnational Relations: the Embodied Politics of Visiting Friends and Relatives Mobilities. In: Popul. Space Place 2015, Heft 21: S. 640–653.

Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT), Begriffdefinition der österreichischen Wirtschaft (o.V.), online verfügbar: https://www.onlinesicherheit.gv.at/services/sicherheitslexikon/begriffe_mit_i/71966.html, zuletzt abgerufen: 9.4.2016.

Jurczyk, Karin; Rerrich Maria S. 1993: Einführung. Alltägliche Lebensführung: Der Ort „wo alles zusammenkommt“. In: Jurczyk, Karin; Rerrich Maria S. 1993: Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung, S. 11–45, Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Jurczyk, Karin; Schier, Michaela 2007: „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 2007, Heft 34: S. 9–18.

Jurczyk, Karin 2014: Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.) 2014: Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, S. 50–70, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Keddi, Barbara 2014: Familiäre Lebensführung als alltägliche Herausforderung. Von der mikrosoziologischen Nahaufnahme zur praxeologischen Repräsentativstudie. In: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.) 2014: Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, S. 95–171, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Kolb, Bettina 2008: Involving, Sharing, Analysing – Potential of the Participatory Photo Interview. In: Forum qualitative social research, 9, Heft 3.

Kolb, Bettina; Lorenz, Laura S. 2009: Involving the public through participatory visual research methods. In: Health Expect, 2009, 12, Heft 3: S. 262–274.

Lamnek, Siegfried 2010: Qualitative Sozialforschung: Lehrbuch. 5. Auflage, Weinheim: Beltz Verlag.

Lois, Daniel 2014: Forschungsmethoden und Designs in der Familiensoziologie. In: Hill, Paul B.; Kopp, Johannes (Hrsg.) 2014: Handbuch Familiensoziologie, S. 239–267, Wiesbaden: Springer Verlag.

Lörz, Markus 2008: Räumliche Mobilität beim Übergang ins Studium und im Studienverlauf: Herkunftsspezifische Unterschiede in der Wahl und Nachhaltigkeit des Studienortes. In: Krawitz, Marian; Lörz, Markus; Heublein, Ulrich; Hutzsch, Christopher; Heinemann, Manfred (Hrsg.) 2008: Mobilität und Studium. Bildung und Erziehung 2008, 61, Heft 4: S. 377–489.

Lörz, Markus; Heublein, Ulrich; Hutzsch, Christopher 2008: Auslandsmobilität deutscher Studierender: Ausmaß Motive und Gründe des Desinteresses. *Bildung und Erziehung* 2008, 61, Heft 4: S. 377–489.

Lueger, Manfred 2000: Grundlagen qualitativer Feldforschung, Wien: facultas.wuv Universitätsverlag (heute: facultas Universitätsverlag).

Lueger, Manfred, 2010: Interpretative Sozialforschung: Die Methoden, Wien: Facultas Verlags- und Buchhandels AG.

Mattioli, Francesco 1991: Sociologia visuale, Rom: RAI-ERI.

Meyer, Simone 2002: Mahlzeitenmuster in Deutschland, München: Herbert Utz Verlag.

Müller-Dohm, Stefan 1997: Bildinterpretation als struktural-hermeneutische Symbolanalyse. In: Hitzler, Ronald; Honer, Anne 2002: Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung, S. 81–109, Opladen: Leske + Budrich.

Nedelcu, Mihaela; Wyss, Malika 2016: ‘Doing family’ through ICT-mediated ordinary co-presence: transnational communication practices of Romanian migrants in Switzerland. In: *Global Networks* 2016, 16, Heft 2: S. 202–218.

Posset, Helga 2016: Materialien zur sozialen Lage der Studierenden 2016, online verfügbar: file:///C:/Users/Gianbam/Downloads/BMWFW_Materialien%20zur%20sozialen%20Lage%20der%20Studierenden%202016.pdf, zuletzt abgerufen: 11.6.2016.

Pöll, Regina 2009: Neue deutsche Welle, online verfügbar: <http://www.zeit.de/campus/2009/03/studieren-dwdd>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

Hajji, Rahim 2008: Transnationale Familien. Zur Entstehung, zum Ausmaß und zu den Konsequenzen der migrationsbedingten Eltern-Kind-Trennung in Familien aus den klassischen Gastarbeiterländern in Deutschland. Berlin: Discussion Papers / Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, online verfügbar: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ss0ar-233966>, zuletzt abgerufen: 11.6.2016.

Richter, Rudolf, 2001: Soziologische Paradigmen: Eine Einführung in klassische und moderne Konzepte, Wien: WUV – Universitätsverlag.

Rosenthal, Gabriele 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbststrukturierung. Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Schier, Michaela 2009: Räumliche Entgrenzung von Arbeit und Familie: Die Herstellung von Familie unter Bedingungen von Multilokalität. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 2009, 1, Heft 2: S. 55–66.

Schier, Michaela 2010: Multilokaler Alltag beruflich mobiler Eltern. In: Brandt, Cornelia (Hrsg.) 2010, Mobile Arbeit – Gute Arbeit?, S. 101–115, Berlin: verdi.

Schier, Michaela 2013: Räumliche Entgrenzungen - Multilokales Familienleben: Spezifische Anforderungen einer mehrörtigen Alltagsgestaltung und die Rolle von Medien. In: Wagner, Ulrike (Hrsg.): Familienleben: Entgrenzt und vernetzt?!, S. 39–55, München: kopaed.

Schneider, Norbert F. 2005: Einführung Mobilität und Familie. Wie Globalisierung die Menschen bewegt. In: Zeitschrift für Familienforschung 2005, 17, Heft 2: S. 90–95. Online verfügbar unter: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-325028>, zuletzt abgerufen: 8.9.2015.

Schneider, Norbert F. 2014: Die räumliche Dimension der Herstellung von Familie. In: Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.) 2014: Doing Family - Familienalltag heute. Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim: Beltz Juventa: S. 208–221.

Snow, Catherine E.; Beals, Diane E. 2006: Mealtime Talk that Supports Literacy Development. In: New Directions for Child and Adolescent Development 2006, Heft 111: S. 51–66.

Statistisches Bundesamt 2015: Deutsche Studierende im Ausland. Statistischer Überblick 2003 – 2013. Online verfügbar: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/Hochschulen/StudierendeAusland5217101157004.pdf?__blob=publicationFile, zuletzt abgerufen: 11.6.2016.

Strasser, Elisabeth; Kraler, Albert; Bonjour, Saskia; Bilger, Veronika 2009: Saskia Bonjour; Veronika Bilger: Doing family. In: The History of the Family 2009, 14, Heft 2: S. 165–176.

Studierende nach Universitäten, online verfügbar unter: <https://suasprod.noc-science.at/XLCubedWeb/WebForm/ShowReport.aspx?rep=004+studierende%2f001+universit%u00e4ten%2f003+studierende+nach+universit%u00e4ten.xml&toolbar=true>, zuletzt abgerufen: 26.2.2016.

Viere, Grace M. 2001: Examining Family Rituals. In: The Family Journal July 2001, 9, Heft 3: S. 285–288.

Wagner, Michael 2002: Familie und soziales Netzwerk. In: Nave-Herz, Rosemarie 2002: Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse, S. 227–251, Stuttgart: Lucius und Lucius.

Was ist der Numerus Clausus? (o.V.), online verfügbar: <https://www.nc-werte.info/faq/>

Wuggenig, Ulf 1990: Die Photobefragung als projektives Verfahren. In: Angewandte Sozialforschung 1990, 16, Heft (1/2): S. 109–129.

Verwendetes Bild – Facebook-Gruppe & Einladung für die Fotobefragung

Grabherr: Familie Playmobil kommt wieder in Mode, online verfügbar: <http://www.badische-zeitung.de/wirtschaft-3/die-klassiker-kehren-ins-kinderzimmer-zurueck--37380887.html>.

Anmerkung:

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

13. Anhang

Aus Gründen des Datenschutzes liegen die Transkripte der geführten Interviews, sowie die Fotografien der Befragten lediglich der Forscherin und Betreuerin der Masterarbeit vor. Diese werden der gedruckten Form der Masterarbeit auf einem Datenträger beigelegt.

Einverständniserklärung

Hiermit erkläre ich mich damit einverstanden, dass die von mir an Gianna Schöneich weitergereichten Fotografien, für deren Masterarbeit genutzt werden.

Diese werden teilweise in der Arbeit selbst, im Anhang vollständig abgebildet.

Ich bin mir außerdem bewusst, dass das mit mir geführte Interview aufgenommen, transkribiert, in Teilen für die Arbeit selbst, im Ganzen für den Anhang genutzt wird.

Namen und jegliche Anmerkungen, die auf mich oder andere Personen schließen lassen könnten, werden anonymisiert.

Mir wurde mitgeteilt, dass die Masterarbeit öffentlich gemacht wird, in dem sie online verfügbar sein wird. Hierfür werden alle Fotografien unkenntlich gemacht. - Damit erkläre ich mich einverstanden.

Ort, Datum

Unterschrift

Erklärung

Hiermit erkläre ich, Gianna Schöneich, dass die Fotografien, welche mir von den befragten Personen ausgehändigt werden, lediglich für meine Masterarbeit verwendet werden. Sowohl meine Betreuerin Ulrike Zartler als auch ich, werden die originalen Fotografien sehen. Diese werden zu Teilen in der Arbeit selbst, vollständig im Anhang dieser zu sehen sein.

Die aufgenommenen und transkribierten Interviews werden ebenfalls zu Teilen, vollständig im Anhang der Arbeit zu finden sein. Selbstverständlich werden alle Namen sowie jegliche Details, die auf die befragten Personen oder andere Rückschlüsse erlauben, unkenntlich gemacht.

Die Masterarbeit wird öffentlich gemacht und im Zuge dessen ins Internet geladen. Hierfür werden alle Fotografien unkenntlich gemacht, so dass die Personen auf diesen nicht mehr zu erkennen sind.

Die Daten des Fragebogens werden ebenfalls vertraulich und anonym behandelt, sie werden ausschließlich für die Masterarbeit verwendet und in Form einer demographischen Tabelle über die befragten Personen veröffentlicht.

Ort, Datum

Unterschrift

Demographischer Fragebogen



Geschlecht

männlich ☐

weiblich ☐

keine Angabe ☐

Alter in Jahren: _____

Studiengang: _____

Seit wie vielen Jahren lebst du schon in Wien?

Woher aus Deutschland kommst du ursprünglich (Name der Stadt/Dorf + Bundesland bitte angeben)

Wie viele Kilometer wohnst du circa von deiner ursprünglichen Heimat entfernt?

(Die hier angegebenen Daten werden selbstverständlich anonym verwendet. Sie werden lediglich als Teil der Masterarbeit „Mama- Ich zieh nach Wien“, genutzt und dienen einer demographischen Darstellung der befragten Personen)

Demographische Daten

Merkmale der Befragten	Absolute Anzahl der Befragten		Durchschnitt
Geschlecht	Männlich	6	/
	Weiblich	4	
	Keine Angabe	0	
Alter in Jahren	25		25,1
	28		
	26		
	28		
	20		
	22		
	29		
	26		
	24		
23			
Studiengänge	Internationale Betriebswirtschaftslehre	1	
	Publizistik I	1	
	Soziologie III	3	
	Psychologie I	1	
	Staatswissenschaften	1	
	Soziale Arbeit	1	

	Bildende Kunst	1	
	Sport & Chemie	1	
Monate in Wien	54 72 24 72 2 30 48 12 36 24		37,4 Monate // 3 Jahre
Entfernung in Kilometer vom ehemaligen Wohnort	700 900 650 380 900 600 750 600 900 950		733 KM

Persönlicher Zugang und Reflexion

Ich komme aus Deutschland. Ich habe eine Familie. Ich lebe in Wien. Ich gehöre einer multi-lokalen Familie an. Ich stelle Familie tagtäglich her. Über Distanz. Über Nähe.

Mich unterscheidet von den Befragten dieser Arbeit nichts. So liegt und lag es an mir reflektiert an diese Arbeit zu gehen.

Es folgt ein Text. Dieser ist Teil einer Fotobefragung welcher ich mich selbst unterzog. Ich stellte Fotografien her, lies diese entwickeln und erzählte meinen Eltern in Deutschland von meinen Beweggründen für diese.

Zu keiner Zeit meines Lebens hatte Distanz etwas mit Zwang zu tun. Ich gehe. Nach meinem Abitur verließ ich Deutschland für drei Monate, um Australien und Neuseeland zu bereisen. Was folgte? Die Entscheidung nicht zurück in die „Heimat“ zu kehren. Sondern möglichst viel Distanz zwischen mich und Stuttgart zu bringen. Wien? Wer einen Monat alleine in Australien reist, wird nicht so schnell nochmals etwas neues alleine erleben wollen. Zwei Freundinnen zog es nach Wien, ich zog mit.

Ich liebe meine Familie. Ich ertrage sie oft nicht. Ich habe meine Familie gerne um mich. Die Distanz verhindert das. Die Fotografien in meinem Zimmer tun zumindest so, als wäre sie da. Ich versuche so häufig wie möglich mit meiner Familie zu kommunizieren. Wir telefonieren und schreiben. Seit Weihnachten im letzten Jahr habe ich beschlossen häufiger zu ihr zu fahren. Weil wir uns brauchen. Auch wenn man durch die Distanz glaubt, es wäre nicht so.

Meine Familie ist ein Konglomerat aus Menschen. Ich bin mit meiner Familie verwandt. Meine Familie ist meine beste Freundin. Meine Familie ist meine WG.

Ich bewerte meine Familie. Ich bin mit meiner Familie aktiv. Wir gehen in die Welt, lassen uns feiern, feiern einander, teilen uns Betten, Zigaretten, das letzte Glas Wein, Tränen, das große Glück dieser Erde, Freude, Leid und jegliche Verzweiflung die das Leben uns bereithält. Familie ist eine Mischung aus Tun und Fühlen.

Ich vermisse meine Familie. Ich vermisse die Familie in Deutschland. Bin ich dort, vermisse ich die Familie in Wien. Man vermisst immer das, was nicht in unmittelbar greifbarer Nähe ist.

Ich führe Dinge weiter, die meine Familie und ich begannen, ich bereite Mahlzeiten zu, die wir gemeinsame essen, ich stelle Fotografien auf, ich mache meine Familie gegenwärtig.

Ich zähle zu meiner „engeren“ Familie, zwei kleine Schwestern, eine Mutter, einen Vater und einen Stiefvater. Die Herstellung von Familie ist für mich momentan selbst schwer zu definieren. Es fällt mir sogar schwer eine persönliche Definition von Familie wieder zu geben. Allerdings bin ich mir sicher, dass dies im Laufe der Masterarbeit geschehen wird.

Reflexion Interviewsituation & Gespräch F1

Die Gesprächspartnerin meldete sich auf ein Facebookposting, in einer Facebook-Publizistik-Gruppe, von mir. Der komplette Kontakt lief über das soziale Netzwerk Facebook. Sowohl für das Interview, als auch für die Abgabe der Fotografien, wurden klare Daten ausgemacht. Ich überließ es der Befragten sich einen Ort für das Interview auszusuchen. Sie entschied sich, für ein Treffen in der Wohnung, in welcher sie gemeinsam mit ihrem Partner lebt. Ich hatte sie zuvor noch nie gesehen, was die Besonderheit dieses Interviews auch unterstreicht. Während meiner Fahrt zu der Wohnung war ich etwas aufgeregt. Nicht nur weil es sich um das erste Interview für die Masterarbeit handelte, sondern eben auch, weil mir die Person komplett unbekannt war. Vor Aufregung war ich viel zu früh am Haus, konnte aber direkt hineingehen und zur Wohnungstür gehen. Als ich klingelte, öffnete niemand und ich wartete zunächst. Ich hatte ein sehr ungutes Gefühl, da ich schon vermutete, man hätte mich vergessen, oder nun doch keine Lust mehr auf das Interview. Ich wartete und beschloss Kontakt aufzunehmen. Allerdings funktionierte dies nur über Facebook, weswegen ich eine Facebooknachricht schrieb, in der ich erklärte, ich würde vor der Wohnung bereits warten. Als ich diese gerade abgesendet hatte, hörte ich Schritte im Treppenhaus und die Befragte stand dann vor mir. Ich fand sie sofort sympathisch, was bestimmt an ihrem netten Lächeln lag. Sie öffnete die Wohnungstüre und ließ mich hinein. Ich mag fremde Wohnungen und finde solche Momente immer sehr spannend. Bei Freunden schaue ich mir immer alles genau an, hier musste ich mich natürlich etwas zurück halten. Die Befragte führte mich in den Hauptraum der Wohnung, durch eine Küche hindurch. In diesem Raum war ungefähr alles vereint. Ein Doppelbett, eine Art Wohncke mit Sesseln, Bücherregale, ein großer Schreibtisch. Insgesamt wirkte alles sehr hell und freundlich sowie aufgeräumt. Wir setzten uns auf die Sessel, sie bot mir ein Glas Wasser an, was ich dankend annahm. Die Befragte interessierte sich sehr für meine verwendete Methode, allerdings erklärte ich ihr, dass ich erst später darüber sprechen wollte. Nach einer kurzen Erklärung bezüglich Anonymität, Einverständniserklärung und einer Erklärung meinerseits, startete ich das Aufnahmegerät und somit das Interview. Das Gespräch verlief sehr gut. Die Befragte geriet kein einziges Mal ins Stocken und obwohl wir uns gar nicht kannten, erzählte sie mir alles sehr offen, zumindest hatte ich den Eindruck, und wir konnten auch gemeinsam lachen. Ich fühlte mich sehr wohl, nicht nur in diesem Umfeld und mit der Befragten, sondern auch in meiner Rolle als Interviewerin. Was ich als Soziologin immer etwas schwerer finde als in meinem Beruf als Journalistin. Wir wurden kein einziges Mal gestört und es war sehr ruhig in der Wohnung. Es war eine gute Atmosphäre und ich hatte das Gefühl, wir hätten beide Spaß an dem Interview. Als das Interview zu Ende war, beantwortete ich noch alle Fragen der Befragten zur Methode. Sie war nicht

nur von dieser, sondern auch von meinem Thema begeistert. Ich glaube dieser Moment hat mir überhaupt sehr viel Mut und Kraft für die Masterarbeit gegeben, weil eine mir komplett fremde Person so freundlich und überzeugt von dem war, was ich tat und nun immer noch tue. Nachdem ich der Befragten noch eine Tafel Schokolade zum Dank geschenkt hatte und mich mehrmals bedankt hatte, erklärte sie mir noch, dass sie mir noch Kontaktdaten zu Freunden geben könnte. Ich nahm auch das sehr dankend an und verabschiedete mich dann.

Tabelle – Kategorien & Codes

Kategorie	Code- nummer	Bezeichnung Code
Familie	12	Bezeichnung der Familie
	13	Familienmitglieder
	14	Was ist Familie
	52	Definitionssache
	53	So verhalten wie man ist
	87	Zwei Familien
	114	Hineingeboren
	116	Nicht so wie man ist
	125	Team
	132	Neue Familienmitglieder
	89	Sterblichkeit älterer Generationen
	97	Familiengeschichte
	51	Unumkehrbar
	113	Hassliebe
	115	Arrangiert
	68	Rückhalt
	70	Geborgenheit
	35	Gefühle die man mit Familie verbindet
	19	Stolz
	24	Aufpassen
	3	Freunde als Familie
	32	Aussuchen
	50	Familiäre Atmosphäre mit Freunden
	59	Ein Familienähnliches Zusammenleben mit PartnerIn
	93	Partner = Familie
	94	Freunde als erweiterte Familie
	105	Neue Familie in Wien
	88	Familienähnliche Strukturen im Freundeskreis

	110	Familie aufbauen
	27	Eigenheiten der Familie
	69	Familie war alltäglich
	82	Elterntypische Tätigkeiten
	101	Fremdfühlen
	104	Typisch Deutsch
	22	Beziehung zu einem Elternteil
	111	Parental Control
Kommunikation	6	Kommunikationsmittel
	7	Kommunikationsinhalt
	8	Kommunikationssituation
	9	Bewusste Gestaltung von Kommunikation
	41	Familienleben wird über Kommunikation hergestellt
	65	Kommunikation als Definitionskriterium von Familie
	79	Konstanter Kommunikationstermin
	98	Bedeutung des Festnetztelefons
Materielles	34	Erinnerungen die man aufbewahrt
	36	Geschenke
	39	Fotos der Familie
	64	Aufmerksamkeiten
	90	Pflanzen aus Haushalt der Eltern
	91	Pflanzen verstorbener Oma
	92	Bücher = Heimat
	129	Schlüssel
	95	Erinnerungsstücke
	96	Erbstücke
Reise nach Deutschland	37	Heimat

	38	Zurück nach Deutschland geholt
	49	Daheim
	56	Elternhaus
	81	Homecoming – Gefühl
	103	Wo ich herkomme
	112	Herkunft
	129	Schlüssel
	92	Bücher = Heimat
	72	Freizeitstress
	4	Familie besuchen
	15	Herausforderungen bei der Heimreise
	28	Anzahl der Besuche
	67	Besuche von Familie
	80	Transportmittel
	108	Wohnort der Eltern
Normatives	44	Normative Vorstellungen
	66	Pflichttermine
	54	Erwartungen innerhalb der Familie
	20	Wünsche der Eltern
	75	Wunsch Mutter zu helfen
	30	Wünsche an Eltern / Familie
Familienleben	126	Zusammengeschweißt
	127	Alte Muster
	60	Aktivitäten
	61	Urlaube
	62	Konstante
	63	Traditionen
	130	Insider
	131	Ärgern
	121	Zwang
	122	Angespannter

	123	Weihnachtsessen
	117	Herstellung über ein Gefühl von Liebe
	118	Erzählungen zur Herstellung
	119	Denken als Herstellung
	106	Abkapseln
	107	Verhalten zu Hause
	102	Fremdkörper
	83	Gespräche über Politik
	84	Spielen
	85	Alltägliche vs besondere Aktivitäten
	71	Familienleben ist ähnlich wie früher
	43	Ausflüge
	45	Nachtsachen
	25	Lachen / Spaß
	26	Geschichten erzählen
	1	Essen
	2	Kochen
	40	Gemeinsamkeiten mit Familienmitgliedern
	29	Feierlichkeiten / Feiertage / Festlichkeiten
	5	Rausgehen
	10	Über Distanz Momente teilen
	11	Hilfsmittel für Herstellung von Familie
	16	Änderungen des Familienlebens
	17	Wohnen mit der Familie
	18	Streit / Konflikte
	42	Höhen und Tiefen des Familienlebens
	23	Sport
	21	Einfluss von Arbeit / Studium auf Familienleben
	31	Zeit ausnutzen
	76	Kein Zwang
	99	Distanz als Problem

	120	Distanz ist gut
	86	Negative Beschreibung des Familienlebens
	77	Bewertung des Familienlebens
	73	Wünsche an künftiges Familienleben
	46	Zukunft des Familienlebens
	33	Positive Bewertung des Familienlebens
	47	Rückkehr
	58	Fehler nicht wiederholen



Transkriptionsregeln

⌞ Beginn einer Überlappung bzw. direkter Anschluss beim SprecherInnenwechsel (.) Pause bis zu einer Sekunde

viellei- Abbruch eines Wortes

nei::n Dehnung, die Häufigkeit des Doppelpunktes entspricht der Länge der Dehnung

oh=nee Wortverschleifung

(doch) Unsicherheit bei der Transkription, schwer verständliche Äußerungen

() unverständliche Äußerungen; die Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der unverständlichen Äußerung

((lacht)) Kommentare bzw. Anmerkungen zu nonverbalen, paraverbalen oder gesprächs-externen Ereignissen

. stark sinkende Intonation

; schwach sinkende Intonation

? stark steigende Intonation

, schwach steigende Intonation

NB: Nach Satzzeichen wird klein weitergeschrieben, um deutlich zu machen, dass

Satzzeichen die Intonation anzeigen und nicht grammatikalisch gesetzt werden.

Abstract

Diese Arbeit kombiniert zweierlei Phänomene, zum einen die hohe Zahl deutscher Studierender in Österreich und die fehlende qualitative Betrachtung dieser, andererseits die soziologische Beforschung multilokaler Familien. Die Forschungsfrage, wie stellen deutsche, in Wien lebende Studierende Familie her, wurde mittels einer Fotobefragung beantwortet. Im Gegensatz zu anderen Forschungen konnte hier gezeigt werden, dass die deutschen Studierenden von zwei Familien, einer in Wien und einer in Deutschland sprechen. Für sie bestehen zwei Lebenswelten, an zwei Orten, die beide Gewicht besitzen. Grundsätzlich stellen die Befragten Familie über elektronische Kommunikationsmittel, physische Präsenz und gemeinsame Aktivitäten her.

Lebenslauf

Gianna Schöneich, B.A.

Kirchengasse 43/12, 1070 Wien, Mobil: 06764688990

Email: Gianna.Schoeneich@web.de

Persönliche Daten

Name	Gianna Schöneich
Geburtsdatum	18.06.1991
Geburtsort	Viersen, Deutschland
Familienstand	Ledig
Staatsangehörigkeit	Deutsch

Schulausbildung

2008 – 2009	Schulsprecherin, Lise Meitner Gymnasium Böblingen
06/ 2010	Abitur, Lise Meitner Gymnasium Böblingen

Studienverlauf

10/ 2011 – 08/ 2014	Studium der Soziologie, Universität Wien; Erwerb des akademischen Grades, Bachelor of Arts Titel der Bachelorarbeit: „Von wegen Liebe macht blind. Eine Fotobefragung zu Partnerschaften“
---------------------	--

10/ 2012 - heute
Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaften, Universität Wien; angestrebter Abschluss: Bachelor of Arts

Titel der Bakkalaureatsarbeit 1: „Kann politische Satire politisches Interesse steigern? Ein Experiment am Beispiel der Heute Show“

10/ 2014 - heute
Studium der Soziologie, Universität Wien; angestrebter Abschluss: Master of Arts

Beruflicher Werdegang

08/ 2006 – 01/ 2014
Tätigkeit in der Jugendredaktion und als freie Journalistin, Sindelfinger Böblinger Zeitung

10/ 2006 – 02/ 2010
Tätigkeit als freie Journalistin, Stuttgarter Zeitung

08/ 2007 – 09/ 2007
Journalistisches Praktikum, Sindelfinger Böblinger Zeitung

02/ 2009 – 01/ 2010
Teilnahme an dem Projekt „Jugend schreibt – Zeitung in der Schule mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung“

16. Dezember 2009
Veröffentlichung der Reportage „Ihren Vater sehen sie nur in Stammheim“, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)

07/ 2010 – 03/ 2011
Mitarbeiterin im Verkauf, Breuninger GmbH

06/ 2011 – 09/ 2011
Wiederaufnahme der Tätigkeit bei Breuninger GmbH

06/ 2012 – 02/ 2013
Mitarbeiterin im Verkauf, Hennes und Mauritz (H&M)

01/ 2013 - heute
Diverse Tätigkeiten für den freien Journalisten Günter Kaindlstorfer (u.a. „Special Agent Miller - Wie der Wiener Jude Alfred Müller zum "Inglourious Basterd"; „150 Jahre Ringstraße“)

07/ 2013 – 10/ 2013	Journalistisches Praktikum, Feature – Redaktion, Österreichischer Rundfunk (ORF)
09/ 2013	Hospitanz bei dem Hörspiel „Die Fackel – Neurose“, Österreichischer Rundfunk (ORF)
10/ 2013	Veröffentlichung der Radiobeiträge „Foodsharing – Essen teilen statt wegwerfen“ und „Schöner Scheitern – Eine Buchvorstellung“, Österreichischer Rundfunk (ORF)
02/ 2015 – 12/ 2015	Journalistisches Praktikum, marketing & media, medianet
07/ 2015 – 09/ 2015	Praktikantin und Urlaubsvertretung, Marketingabteilung, Zeitschrift profil (Verlagsgruppe News)
01/ 2016 – 03/ 2016	Redakteurin in Teilzeit, marketing & media, medianet
03/ 2016 – heute	Redakteurin in Vollzeit, marketing & media, medianet

Auslandsaufenthalte

Februar 2011 – Mai 2011	Australien, Neuseeland
-------------------------	------------------------

Weitere Qualifikationen

Fremdsprachen	Englisch (Fließend in Wort und Schrift); Latein (Kleines Latinum)
---------------	--